

# VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: In der Hollunderblüthe. Erzählung von Paul Sirano. — Im Vorzimmer des Photographen. Originalzeichnung von Eduard Schulz. — Faust und Wagner. Nach einer Zeichnung von A. von Kreling. — Das Lied der Nachtigall. Originalzeichnung von Ludwig Beckstein. — Schicksalstücke. — Deutsche Frauenbilder aus dem Elsaß. Von Fedor von Köppen. — Zur Geschichte der Straßenlaterne. Von A. Regnet. — Die Mode. Von Beronika von G. — Aus dem Tagebuch der Annette von Glasen. — Nebst. — Correspondenz. — Inserate.

### In der Hollunderblüthe.

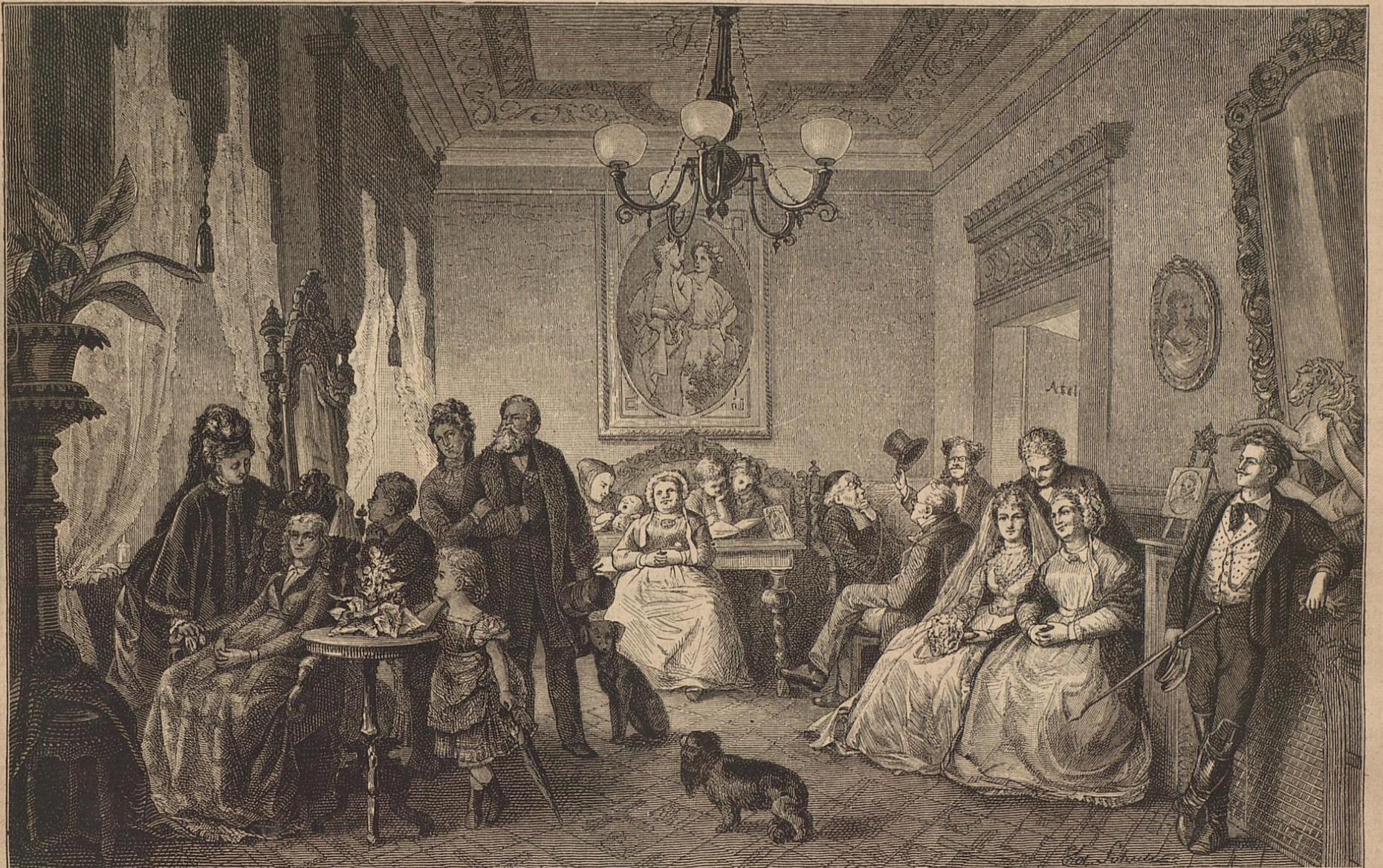
Erzählung von Paul Sirano.

I.

Wie ein verschüchtertes Vögelchen flog sie die Buchenhecke hinunter. Es hatte von fern etwas Weißes durch die Büsche geschimmert; nur um mit diesem schrecklichen Weißen nicht zusammenzutreffen, eilte sie nach dem Ausgange des Gartens, der in die Wiesen hinabführt. Helle Röthe war in ihre Wangen emporgestiegen, sie über und über rosig anhauchend; gelöst flatterten lichtgoldene Locken ihr nach und Hollunderblüthen, die sie lose in einem Körbchen trug, das sich beim Laufen an's Herz drückte. Die Ecke noch vorüber, dort winkt schon die Pforte. Sie biegt um die Ecke, ein halber Schrei — fliegendes Herzhämmern — ihr Fuß kann nicht weiter — das schreckliche Weiße biegt eben um dieselbe Ecke. Auch der hohe Mann in der Kürassier-Uniform bleibt stehen und findet im ersten Moment kein Wort der Anrede; nur sein Blick hängt wie gebannt an ihren Augen, die von langen zitternden Wimpern verschleiert, am Boden haften. Die ganze Erscheinung in ihrer lieblichen Verwirrung dünkt ihm wie die Göttin der Verlegenheit selbst. Endlich faßt er sich, fragt zögernd nach dem Woher, Wohin. Und die Göttin kann sprechen! — erst schüchterne, ab-

gebrogene Worte, nachdem sie aber einen einzigen Aufblick gewagt und in seinen Augen wohl Etwas gelesen, was ihr plöblich wunderbare Stärke verleiht, berichtet sie ausführlicher über den Zweck ihrer Blüten.  
Ein sehr prosaischer Zweck! Arme, duftige Blüten: für nichts Anderes bestimmt, als Hollunderflinzen zu werden.  
„Ich kenne wohl Flinzen,“ erwiderte der Offizier darauf, „und muß sogar eingestehen, sie in meiner Jugend gern gegessen zu haben, doch Hollunderflinzen? Werden diese Blüten etwa wie Mandeln darüber gestreut?“  
„Nein!“ rief das junge Mädchen lachend. „Die kommen in den Teig hinein und werden mitgebaden. Aber nicht so, wie sie hier sind; all die weißen Blüthchen müssen noch von den Stielen abgepflückt werden.“  
„Thun Sie das?“  
„Ja!“  
„Und wo?“  
„In der Küche.“  
„Immer?“  
„D — nein, neulich war ich dort im Tempel.“  
„Warum wollen Sie da nicht auch heute hingehen? Wird es in der Küche nicht drückend heiß sein?“  
„Das wohl, aber —?“  
„Die Bitte eines Gastes, der nur einen Tag da ist, muß man erfüllen; besonders, wenn er Etwas lernen möchte.“  
„Etwas lernen?“

„Wie man Hollunderflinzen backt!“  
Susanne blickte ungläubig zu dem Offizier auf.  
„Ja, ja!“ bekräftigte dieser; „wer kann wissen, ob ich mir nicht auch einmal solche Flinzen machen muß? Zieht man wie ich in den Krieg, so können einige Kochkünste sehr nützlich werden.“  
„D gewiß!“ versetzte sie nun fröhlich; „dann wollen wir nur hingehen! Während des Abpflückens sage ich Ihnen das ganze Recept.“  
Sie gingen miteinander die Hecke hinauf, grüngoldener Schimmer flog um sie her, und als erkreute sich selbst das junge Laub des schönen Menschenpaars, so wisperte und raschelte es rings an all dem Gezweig. Nach einigen Schritten nahm der Offizier die Unterhaltung wieder auf: „Diese geschorenen Hecken erinnern recht an den Fürstengarten in Oliva!“  
„Den kennen Sie?“ fragte Susanne lebhaft.  
„Mein Vater wohnte mehrere Sommer hinter einander im königlichen Schlosse, und dann waren die langen Heckengänge für uns Knaben stets die liebsten Tummelplätze.“  
„Auch für mich! Als kleines Mädchen ging ich ja in die Klosterschule in Oliva.“  
„Da müßten wir uns eigentlich schon gesehen haben? In welchen Jahren war denn das?“  
„Warten Sie! — 57, 58.“  
„Im Sommer von 58 — bin ich dort gewesen.“



Im Vorzimmer des Photographen. Originalzeichnung von Eduard Schulz.

Beide sahen sich nun gegenseitig vom Kopf bis zu den Füßen an, vergaßen bei dieser ernsthaften Sache sogar jeder Schüchternheit, ihre Blicke ruhten eine Secunde lang in einander, dann gab es aber wieder das böse Rothwerden, und Susanne sagte verlegen: „Ich kenne Sie nicht.“

„Ich Sie leider auch nicht,“ bedauerte der Offizier. „Wir müssen es anders anfangen. Vielleicht entsinnen Sie sich, unser Namen gehört zu haben? — Graf Rodenfels.“

„Und Sie sind der Wilhelm Rodenfels?“

„Ja, der bin ich.“

„Dann stehen Sie bei mir in sehr schlechtem Andenken!“

„Über warum?“

„Sie pakteten mir immer auf, wenn ich aus der Schule kam, und zogen mich dann an meinen Böpfen; ich habe viel darum geweint! Meiner Tante ließ ich auch nicht eher Ruhe, bis sie mir erlaubte, die dummen Böpfe aufzustecken.“

„Das waren Sie? Ja, das sind noch dieselben blonden Haare! Und ich werde mich auch auf Ihren Namen bestimmen: Blondchen nannten wir Knaben Sie immer, Blondchen? — Susanne, nicht wahr?“

Susanne, die einen Augenblick stehen geblieben, nickte und hob Blüthe um Blüthe in die Höhe; strenger Duft wehte auf, wehte fort, und die Sonne warf goldene Funken zwischen den Blättern der Hecke durch.

Da reichte Rodenfels mit einer zwar stummen, jedoch so sprechenden Bewegung Susannens die Hand, daß diese trotz ihrer Schelmenaugen nicht anders konnte, als zwei Fingerspitzen hineinzulegen. Warum sich diese aber nicht gleich nach der rührenden Verführung zurückzog, war nicht ganz erklärbar; hatte sie vielleicht der leise Druck gewisser anderer Fingerspitzen magnetisch angezogen? Es dürfte wohl an etwas dergleichen gelegen haben, natürlich ging es keinesfalls zu.

Doch alles Säfte, unbewußt Bewußte muß ja ein Ende nehmen, so schritten auch die Beiden, nun harmlosere Erinnerungen an Oliva austauschend, wieder vorwärts; ziemlich eilig ging es einen Hügel hinan, auf welchem jener Jugendgenosse der alten Hecken stand, der griechische Tempel. Nach der Sonnenseite hin waren die Zwischenräume der Säulen durch wilde Weinranken und hohe Fuchsen geschlossen, im Westen sah man über ein üppiges Wiesenthal fort, das in der Ferne von bewaldeten Gebirgszügen begrenzt wurde. Rühl und lauschig war es jetzt da oben; Susanne brach von einem der mächtigen Kastanienbäume, die mit ihren Zweigen den Eingang des Tempels bewachten, einige große Blätter, schüttelte die Hollunderblätter darauf, und begann emsig all die weißen Krönchen abzustreifen.

Rodenfels, der sich ebenfalls an den Steinisch gesetzt hatte, sah eine Weile zu, schließlich nahm auch er Blüthen und zerpfückte sie aufs unarmberzigste.

Von unten her blickte Susanne einmal auf ihr Gegenüber, hielt aber gleich in der Arbeit inne und rief lachend — sie lachte so gern —: „Soll das eine Hilfe sein? Nur doppelte Mühe. Sie haben alle Stiele daran gelassen! Das würde einen reizenden Geschmack geben! Sehen Sie einmal in mein Körbchen.“

Rodenfels schien sehr eifrig in das Körbchen zu sehen; wer aber seinen Blicken genau folgte, fand sie weniger auf die weißen Flocken gerichtet, als auf die rosigen Finger, welche zum Gegenfatz die von ihm bearbeiteten Blumen emporhielten. Diese Finger waren von all den gelben Staubbeuteln an den Spitzen gelb geworden, und darauf baute er nun, durch das Blüthenschirm einer Fontaine angeregt, einen kleinen Plan. Auch Susanne bemerkte endlich ihres Nitters Zerstretheit, ließ seine Blumen fallen und zog ihr Körbchen rasch zurück, so rasch, daß die klüchtigen Fingern emporfuhren, ja sich zum Theil auf ihrem Kleide häuslich einrichteten. Weinahe ärgerlich sammelte Susanne sie von dort wieder ein und erklärte mit einiger Heftigkeit: „Daran sind Sie allein schuld! Und Sie können noch lachen!“

Doch Rodenfels lachte nur lauter, und das wurde bald so himmlisch anstehend, daß auch Susanne schallend einstimmte.

Ein Glücksspinnchen! ein Glücksspinnchen! und es läuft auf Sie zu! Mit diesem Ausruf unterbrach sie ihr Lachen, nun gespannt das winzige Thier verfolgend, das sich in Rodenfels' Nähe verlor.

„Wenn das Glück,“ sagte dieser, „nur nicht Ihnen allein galt, für mich aber?“ Er beendete den Satz nicht und nahm scherzend aus einem der Blüthenkelche eine kleine grün-schillernde Fliege, die wohl der Duft getödtet.

Ein Schauer rann über Susannens Züge, große Thränen standen unrpöcklich auf ihren Wangen: voller Beiführung sah Rodenfels auf sie und wußte im Augenblick nicht, wie er es anfangen mußte, seinen thörichtigen Scherz vergessen zu machen. Doch Susanne strich mit der Hand über die Augen und meinte schmolend, er wäre immer noch der böse Wilhelm.

Dieses Wort ergriff Rodenfels, indem er nun mit großer Wärme die Behauptung aufstellte, das Zopfzeichen wäre nur verborgene Zuneigung des Knaben gewesen.

Das war aber wieder gar zu lächerlich! Jetzt mußte Susanne lachen, und Rodenfels stimmte ein.

So plauderten und kosteten die Beiden in Laune und Ernst, wie es die Minute gab, wie sie es nahm. Ist's doch Brauch in holder Jugendzeit, über ein Nichts zu lachen, um ein größeres Nichts zu weinen!

Endlich schlug Susannens Gewissen; die abgepfückten Blüthen mußten in die Küche kommen, sonst büßte die Tante am Ende — gewöhnliche Flinzen. So sprang sie denn auf, ließ aber Alles liegen, um ihre Finger erst in das Fontaine-bassin zu tauchen; doch schon war Rodenfels den Hügel hinab geeilt und kam ihr mit Wasser in den hohlen Händen entgegen. Sie sah ihn ganz stolz und erschrocken zugleich an; da sie aber bereits einmal die Probe einer Berührung mit so gutem Erfolge bestanden, tauchte sie ihre Hände ohne jede Ziererei in das Wasser, ja als er gar so ernsthaft dreinschaute, stieß sie mit einem Finger bis auf die feimigen hinab, und Lewirte dadurch zu Weider Jubel, daß plötzlich alles Wasser hinuntergeschof.

Nachdem sie ihr Körbchen geholt, schritten Beide dem Hause zu; Narcissenduft umschmeichelte sie, ein milder Sonnenstrahl ruhte auf ihren Hauptern. Schon in der Hälfte des Weges kam ihnen eine Magd entgegen, um — „dat Freileinke un de Bloome“ zu holen; so flog denn Susanne mit einem Grusse davon und ließ Rodenfels in Empfindungen zurück, die er sich kaum zu deuten wagte, die ihn aber beseligten,

wie ihn noch nie Etwas beseligt hatte. Und er war schon vierundzwanzig Jahre alt!

## II.

Obwohl die Mutter Susannens bald nach der Geburt dieses letzten Kindes gestorben, hatte sich ihr Vater doch erst ganz in jüngster Zeit wieder verheirathet. Der sonstige Hausstand in Bosarten, ohne das Dienstpersonal, war nicht groß: außer zwei Brüdern Susannens, die sich augenblicklich in einer Danziger Pension befanden, gehörte nur noch eine kränkeltende Schwester ihrer verstorbenen Mutter dazu, und deren Gesellschafterin, ein schweijames altes Fräulein.

Den Nachmittag über hatte Rodenfels, zu wahrscheinlich doppeltem Bedauern, nicht im Quartier bleiben können. Er war mit seinem Zuge über eine halbe Meile weit zu einem Appell des Gesamtcommandos befohlen worden.

Etwas unjählich Langweiliges — solcher Appell! und wie lange das heute dauerte! Als der Dienst endlich beendet war, hielt es ihn auch keine Minute länger, trotzdem ihn der Baron, auf dessen Schlosse der Commandoführer lag, mit dem Bemerkten zum Abend einlud, er fände in Herrn Tesmer's Hause keinenfalls standesgemäße Unterhaltung, da man dort leider — stark liberale Politik triebe! Rodenfels dankte einfach, sogar ein wenig kurz, und ritt davon, daß Ries und Funken stoben.

Das wilde Reiten that ihm unendlich wohl; er legte den Kopf einen Augenblick lang an den Hals des Pferdes, und das stolze Thier, diese Liebkosung richtig fassend, flog nun die Pappelallee hinunter wie ein Pfeil vor dem Winde. Kaum vermochte der Burische auf seinem kräftigen Lithauer zu folgen.

Jeder Nerv an Rodenfels sprühte Leben; ein Hochgefühl in Herz und Kopf, zu Allem war die Kraft da. Zwischenbüch glühte wohl auch Etwas wie Alger über die Warnung des Barons auf. Susannens Vater war ihm als ein Mann voll scharfen Verstandes, in allen Beurtheilungen aber versöhnend mit erschienen. Also Vorurtheil, und immer Vorurtheil! Oder störte der bürgerliche Name? Rodenfels fühlte sein Blut zu Herzen dringen; wie im Vorüberfluge sah er seiner Mutter hochmüthige Augen, statt des Barons — seinen Vater. Würden sie nicht anders urtheilen, wenn? — Er dachte dieses Wenn selbst nicht zu Ende und wurde beinahe roth vor Verschämtheit über seine Gedanken. Wohin irten sie auch? Wozu schon an Dinge rühren, die noch völlig im Dunkel lagen! Und doch! Gedanken lassen sich nicht abweisen: immer wieder tauchten sie auf, und es fühlte sich in ihm Etwas. So voll Trost und bereit Alles an Alles zu setzen waren auch seine Ahnen immer gewesen! Und er war ein echter Rodenfels.

Da lag der alte Herrensitz vor ihm, ringsum von hohen Bäumen überragt. Die Linden rechts standen im Hofe; weiter nach den Wiesen hin die beiden dunkeln Laubkronen, das mußten die Kastanien am Tempel sein! Ob Susanne schon dort war? Ob sie ihr hingeworrenes Versprechen halten würde? Besorgniß und Hoffen, Wünsche und heiße Sehnsucht wechselten jäh. Unerrätlich dächte ihn die Möglichkeit, sie nicht mehr zu sehen: wenn sie nun ihren Vater, wovon dieser bei Tisch gesprochen, auf seinem Abendgange durch die Felder begleitete? Hektor, welcher längst ruhiger trabte, fühlte einen heftigen Schenkeldruck und war mit ein paar Sägen am Hofthor. Nicht wie sonst begleitete ihn aber sein Herr in den Stall, kaum daß dem Burischen befohlen wurde, ihn tüchtig abzureiben.

Ohne Jemand gesehen zu haben, betrat Rodenfels sein Zimmer und fand dort, wie er gewünscht, um die Hausordnung nicht zu stören, da er die Zeit seiner Rückkehr nicht hatte bestimmen können, ein kaltes Abendbrod aufgestellt. Jetzt essen — es kam ihm wie Hohn vor. Einige Schlucke Wein, ein rasches Wechseln des Anzugs, dann eilte er in den Garten hinab.

Die Sonne trat eben aus schwarzem Gewölk und warf ihre letzten Strahlen schimmernd über Fuir und Wälder. Augenblicke lang ruhte sie noch scheinbar auf dem Gipfel eines Berges, dann schied sie strahlenlos, ein glühender Feuerball.

Rodenfels sah das aus dem Tempel, wohin es ihn zuerst gezogen. Es stimmerte ihm vor Augen, dort das blutige Roth, durch den Körper fliegend sein vom scharfen Ritt, dem Weine erhitztes Blut — er lehnte sich an eine der Säulen, und es kam über ihn gleich einem mäden, doch wonnigen Träumen. Wie lange er so gestanden, er hätte es kaum geahnt. Plötzlich fröstelte ihn aber leicht, er wachte völlig auf und blickte erstaunt auf das veränderte Bild unter ihm.

Der Mond war aufgegangen, Nebel hatten die Wiesen in ferne Wasserspiegel verwandelt, überall ein Silberglanz wie aus geheimnißvoller Märchenwelt. Doch Susanne? Mit Erschrecken gewahrte er nun die Länge der verträumten Zeit; und es wollte ihm kein Trost sein, daß er nur an sie gedacht. Ist sie etwa doch im Garten gewesen? hat den Trummer gar bemerkt und ist zürnend wieder fortgegangen? Er durchlief mehr, als er ging, zwei der langen Hecken, suchte hier in einer Laube, dort in der Lindenallee — nirgend eine Spur. Sein Herz hämmerte hörbar; bald gab er sich allein Schuld, bald auch ihr: es schien ihm denkbar, jede Thorheit zu begehen, wenn er dadurch nur erreichte, Susanne noch einmal zu sprechen.

Und sie war ihm nun so nahe. Es hatte sich zwar leider keine Ausflucht finden lassen, den Vater nicht in die Felder zu begleiten, doch eben waren sie zurückgekehrt, und jetzt stand Susanne schon mit ihrer Gießkanne an dem Fontainenbassin, um dort, wie sie es wirklich jeden Abend that, Wasser für ihre Blumen zu holen. Die Gießkanne klirrte an den Sandstein, doch auch das geschah jeden Abend. Glücklicherweise! denn wer möchte wissen, ob Rodenfels sonst so rasch gefunden hätte. Dieser war bis an die Wiesenpforte gerathen, aber dieser Ton, der Beweis, daß noch irgend Jemand im Garten sein mußte, ließ ihn augenblicklich nach der Gegend der Fontaine umkehren, und bald fühlte er mit stürmischem Entzücken, was er bei dem Dämmerlicht kaum sicher unterscheiden konnte, sie war es, die Einzige, nach der sich jeder Schlag seines Herzens sehnte.

Susanne wurde nicht einmal besonders verlegen, als sie den Grafen herankommen sah, an den auch sie den ganzen Nachmittag hatte denken müssen: allerdings mehr mit kindlichem Wohlgefühl und Vergnügen, noch fern jedes Wunsches, daß diese Begegnung etwas Anderes bedeuten möchte, als ein paar angenehme Stunden der Abwechslung in ihrem einförmigen Leben.

Sie stützte sich leicht auf die Gießkanne, welche sie auf dem Hande des Bassins stehen hatte, und lachte Rodenfels voll Uebermuth entgegen. Als sie jedoch seine tiefe Erregung sah, verloren sich die Gerüben aus den Wangen, es überriefte sie Etwas, von dem sie nicht wußte, war es Glück, war es Weh — und gleichsam abwehrend empfing sie ihn mit dem Scherzwort: „Sie haben mich schön warten lassen! Jetzt ist es eigentlich zu spät geworden, um Ihnen noch das Heiligenbild zu zeigen!“

„Ich hätte Sie warten lassen?“ verteidigte sich Rodenfels, „aber, Fräulein Susanne, ich bin wohl schon eine Stunde im Garten!“ Doch wer nirgend zu finden —

„War ich!“ unterbrach sie ihn. „Ja, ja — ich will es nur einräumen und bitte um Entschuldigung!“ Dabei knixte sie und fuhr fort: „Nun kommen Sie aber rasch, wir wollen durch die Wiesenpforte, das ist der nächste Weg!“

Susanne eilte vorwärts — neben ihr Rodenfels. Sie hatten schon eine Hecke durchschritten, weder er noch sie schienen ihr Stummsein zu empfinden. Er bog einmal einen Zweig zurück, sie dankte dann durch eine Bewegung, auch ihre Augen begegneten sich bei irgend welchem Seitwärtsblicken, doch das Mondlicht blendete wohl, recht hinein ließen sich die Augen nicht sehen.

Und die Pforte knarrte hinter ihnen zu; es kam Beiden vor, als wären sie nun erst ganz allein. Vor ihnen nur die weite Grasfläche, und nicht fern am Kreuzwege der Baum, unter dem das Heiligenhäuschen stand. Sonst weint Susanne einmal gegen Abend dorthin ging, hatte sie sich immer ein wenig gegraut, besonders sobald von irgendwoher ein ungewöhnlicher Laut herüberdrang; heute fühlte sie sich geborgen und so in Sicherheit. Wirklich so in Sicherheit? Vor früherer Gefahr wohl — ob auch vor der andern? Vor der holden andern, die wie Maiblütze in jedem Menschenherzen blühen will, wenn ihre Zeit gekommen?

„Da ist unsere schöne Maria!“ rief Susanne jetzt, indem sie ein paar Schritte voran eilte und nach dem Bilde wies. „Wir haben Glück! Das Mondlicht kann noch durch das Laub dringen; sehen Sie nur, der Heiligenschein glänzt, als ginge es da oben nicht mit rechten Dingen zu!“

„Wie auch das blaue Kleid schimmert!“ fiel Rodenfels ein, „fast wie das Ihrige! Und ihr goldenes Haar! O, Sie haben zu dem Bilde gefesselt? Zug für Zug ist ähnlich!“

„Das hat aber noch nie Jemand gefunden!“ erwiderte Susanne verschämt lächelnd. „Wenn Sie im Ernst sprechen, so kann es nur an dem dummen Mondlicht liegen, oder weil ich heute grade mein blaues Kleid an habe.“

„Wäre diese Aehnlichkeit denn etwas so über alle Massen Schlimmes, daß Sie sich davor wahren, wie vor einem Unrecht? Den armen lieben Mond dummen zu schelten! Er weiß wohl, was er thut, wenn er die Madonna — und Sie gern anschaut.“

„Davon war doch gar nicht die Rede! Was Sie auch Alles in einander bringen können! Nun aber ganz im Ernst!“

„Ja, im Ernst!“ wiederholte Rodenfels.

Susanne sah ihn rasch an, dann fuhr sie fort: „Wieder an Oliva muß Sie unsere Maria erinnern? An den Astar, der im Kreuzgange für den Abt errichtet war? Es hing und lag da so viel Purpuranmet umher! Ach, und nicht weit davon das Gewölbe mit den weißen Knochen: wie oft habe ich mich davor gekümmert! Ich ging aber immer wieder hin! Entsinnen Sie sich denn darauf nicht? Um den Hals eines der Gerippe glänzte noch Etwas wie Gold und blaue Perlen!“

„Bis dahin muß ich nie gekommen sein,“ entgegnete Rodenfels; „ich weiß wohl, daß ich auch einmal im Kreuzgange war, doch so bestimmte Erinnerungen habe ich davon nicht! Mir war von jeher alles Düstre, Unheimliche zuwider, das floh ich förmlich! Am wohlsten ist mir schon im Sonnenschein! Und Ihnen doch auch?“

Susanne nickte.

„Wie heute Morgen, als ich Sie traf! Da war Nichts wie Sonne um Sie her, und das kann ich nicht vergessen! Sie natürlich, die Sie für Gerippe schwärmen —“

„Ach, Herr Graf —“

„Mein, das geht nicht,“ fiel Rodenfels ein; „wie häßlich fremd das klingt! Ich nenne Sie ja auch Fräulein Susanne: wir sind doch Jugendfreunde, wenigstens müssen Sie mich Wilhelm nennen! Oder wenn Sie mir beweisen wollten, daß Sie meine Jugendstreichre ganz vergeben haben, so — er stockte und blickte unsicher nach Susanne hinüber, die ihre Hand auf eine Ecke des Bildstockes stützte und kein Auge vom Boden ließ. „So“ — begann er endlich von neuem, indem er wie aus Besorgniß, daß sie gleich davon fliegen könnte, eine Hand leise auf die ihre legte, — „so nennen Sie mich — wie früher!“

Sie wußte genau, was er wollte; dennoch sagte sie zögernd, hoffentlich nicht bloß wegen seiner Bitte, auch um ihrer Unaufrichtigkeit willen: „Wir haben uns doch früher nicht anders, als Susanne und — Wilhelm genannt?“

„Ja — aber wir sagten Du zu einander!“

Die Hand zuckte nun in der That sehr bedenklich; da jedoch keine stärkeren Versuche gemacht wurden, davonzulaufen, umschloß Rodenfels die Hand nur fester und trat ganz nahe heran. In diesem Drucke, der trotz aller Festigkeit — etwas so Bebendes hatte, fühlte Susanne zagen, wie tief der Wilhelm noch immer bewegt war, und das machte auch sie auf einmal zittern: ihre Sicherheit schwand mehr und mehr, ja Etwas in ihrem Herzen schien seine Bewegtheit theilen zu wollen. Und hätte sie nur einmal aufgesehen! nur einmal in diesen Augen zu lesen versucht, was Alles von rührender Treue und innigster Hingabe in ihnen stand, es hätte keines Wortleins mehr bedurft, ihr alle Räthsel seines und des eigenen Herzens zu deuten! Oder war die Deutung, welche nun seine liebe Stimme gab, süßer, als solch' stummer Blick? Anfangs verstand sie Nichts, sprach er nun so leise, oder war sie zu fassungslos, doch bald hörte sie Wort für Wort: „Mir ist, als hätte ich Dich längst geliebt! Du kannst Liebe nicht nach Zeit messen, sie muß der Zeit nicht bedürfen; unrpöcklich fällt sie unser ganzes Herz! — So erging es mir in dem Augenblick, wo Du auf einmal vor mir standest, schöner, als die Sonnenstrahlen um Dich her, die wie Deine Diener schienen. Ich habe nie geliebt, mein Herz ist noch unberührt wie Deines, Susanne. Darf es sich Dir weihen — für alle Zeit? O sprich, willst Du mein sein? Susanne! mein Ein, mein Alles!“

Er zog sie stürmisch an sich, und sie lehnte den Kopf an seine Brust, beide Augen fest schließend; aber nur einen über-

wältigenden Moment lang, dann sah sie voll zu ihm auf, und er las in ihren Augen Alles, was seine Liebe ersehnte. Dem Irdischen entrückt, und doch so ganz darinnen, trank Lippe von Lippe die höchsten Wonnen des Seins.

Wie viel hatten sie sich nun zu gestehen, so Wichtiges, so Geheimnißvolles; selbst wieder in ihre Kindheit hinein schweifte der Gedanke, und Susanne wußte jetzt auch, daß sie ihn eigentlich schon in Oliva gern gehabt: trotz seiner Heftigkeit hätte sich mit ihm so hübsch gespielt, und ihr häufiges Begegnen sei nicht bloßer Zufall gewesen; während seiner Ferienzeit wäre sie immer viel öfter in den Kürstengarten gekommen, als sonst!

Wie das Alles Rodenfels stolz machte und glücklich! so glücklich, daß er nun auf der Stelle vor ihren Vater treten wollte und ihre Hand fordern.

Aber gerade dieses Wort machte Susanne erbangen: es kam gleich einem Besinnen über sie, der Traumzustand, dem sie sich willenlos hingeeben, schwand mit diesem Worte: sie sah wieder Alles um sich her, die Madonna schien zwar zu lächeln, doch die tiefe Einsamkeit ringsum erschreckte sie nun trotz des Freundes: sie wies nach dem Garten, er nickte, und Beide traten langsam den Rückweg an. Ganz lose lag ihre Hand auf seinem Arm, damit sie, wenn etwas Unberufenes nahen sollte, gleich herabgezogen werden konnte; er achtete dessen nicht, suchte er doch immer nur ihre Augen oder drückte die Lippen einmal auf die goldenen Haare, welche hier und da seine Schulter berührten.

Susanne war still dem angeregten Gedankengange gefolgt und sagte nun bittend: „Wir wollen Papa noch Nichts sagen! Du weißt ja gar nicht, ob mich Deine Eltern haben wollen? Auf Deine Mutter besinne ich mich nicht, aber Dein Papa machte schon einen so strengen Eindruck! Ich weiß, daß ich immer ganz verängstigt war, wenn ich ihn in seiner Generalsuniform, mit den Bedienten hinter sich, auf einem engen Wege traf: es war mir dann immer, als hätte ich kein Recht, im Garten zu sein, und er würde mich hinaustransportiren lassen.“

Rodenfels erwiderte lachend: „Papa ist ja seelengut! der kann Niemanden etwas zu Leide thun. Mama allerdings —“

„Siehst Du, siehst Du!“ fiel Susanne eifrig ein; „es wird wohl noch recht schwer für Dich werden! Und mein Papa ist auch stolz; er ließ mich neulich nicht zur Tochter des Barons von drüben, die mich eingeladen hatte, weil das die Baronin nicht gern sehen dürfte.“

„Aber, einzige Susanne, wie sollen wir dann von einander hören? Du würdest mir wohl schreiben können —“

„Nein, nein!“ unterbrach sie ihn erschrocken, „auch ich könnte das nicht! Es wäre mein Tod, wenn das Papa erzföhre: von der Elfe Sanden, die sich hinter ihrer Eltern Rücken verbott hatte, sagte der Papa, sie wäre ein schlechtes Mädchen! — Das kannst Du nicht verlangen, Wilhelm? Der liebe Gott möchte uns strafen!“

Wie angstvoll sie Rodenfels ins Gesicht sah, ob er sie auch zu nichts Bösem verleiten wollte! Doch dieser sagte nur: „Dann werden wir lange Nichts von einander hören!“

„Warum denn, Wilhelm? Sobald Deine Eltern Ja' gesagt haben — und Du mußt sie recht lieb bitten, ach wenn Du mir so bitten könntest wie ich! — dann schreibst Du an meinen Papa und legst für mich gleich einen Brief ein; o dann wird er gewiß erlauben, daß ich Dir antworte! Wir wollen unsre Eltern nicht betrügen, immer rein und ehrlich bleiben! Ja sollten wir uns vorher wirklich — ihre Stimme sank zum Flüstern herab — „ein Bisselchen geküßt haben, so mag das wohl auch schon nicht recht sein, aber ich konnte nicht anders! Du auch nicht — nicht wahr?“

Rodenfels schien wieder nicht anders zu können, doch sie bog den Kopf tief herab und sagte: „Nun sprechen wir im Ernst!“

„Und wenn Du von Schlachten lesen wirst,“ fragte Rodenfels im Ernst, „wirst Du nicht wissen wollen, ob es mir gut ergangen ist?“

„Ach so lebensgern! aber der liebe Gott, der uns erst heute wieder zusammengeführt hat, könnte doch nicht so grausam sein, Dich — nein, mein Wilhelm! Er ist immer so gut zu mir gewesen! — Auch sagte der Inspector, es würde gar nicht Krieg werden: wenn sich die Heere gegenüberständen, träte Napoleon dazwischen. Hast Du davon nichts gehört?“

„Nein!“ verfehlte Rodenfels kopfschüttelnd. Dann sah er einen Augenblick ins Weite und fuhr fort: „So schwer es mir fällt, ich will Dich zu Nichts überreden, was Deinem Gewissen widerstrebt! Erst wenn ich die Einwilligung der Eltern erlangt habe, hörst Du also von mir! Muß das denn sein, Susanne? Darüber können Wochen vergehen, meine Mutter kommt selten zu einem raschen Entschluß.“

„Es muß sein!“, erwiderte Susanne fest. „Es nähme mir alle Freude, Ruhe und Frieden, wenn ich solch Unrecht begehen sollte!“ Lächelnd fügte sie dann hinzu: „Wir wollen glauben, es gäbe auch heute, wie vor dreißig Jahren, noch keine Eisenbahnen: damals gingen Briefe gewiß langsam, und die Bräute haben oft lange darauf warten müssen! So wollen wir denken: da wird die Zeit im Fluge vorbei sein, und dann — dann kommt Dein Brief!“ Die Vorfreude ließ sie wieder alle vom Vater eingepprägten Grundzüge vergessen, mit hellem Jubel sank sie in Rodenfels' Arme: da sie sich dies gerade neben einem blühenden Hollunderstrauch ereignete, der durch seinen Duft den ganzen Vormittag hervorzauberte, gab es so viel zu flüstern, und um genauer zu hören, so viel Anlaß die Lippen nahe an die Lippen zu bringen, daß Beiden wieder jedes Empfinden eines außer ihnen schwand. Doch nur ein paar letzte glückselige Minuten lang, denn plötzlich kam ein Geräusch durch die Nacht näher, welches Beide aufhorchen ließ. Rodenfels erkannte es sofort, Susanne einen Augenblick später, und zusammenschauernd schmiegte sie sich fester in seinen Arm. Hufschlag, rascher Hufschlag zweier Pferde war es, der jetzt schon völlig deutlich herüberdrang. Etwas Unheilvolles mußte das bedeuten, Susanne fühlte es an der Angst, die sie überfiel.

Sie bog in die Lindenallee hinein; auch Rodenfels fand nichts Gleichgültiges, was sich ereignet haben könnte, da er seine Befehle für morgen schon erhalten. Denn daß man für ihn irgend eine Meldung brachte, glaubten Beide. — Sie hatten das Haus erreicht, hier blieb Susanne im Schatten stehen. Raum war Rodenfels einige Schritte vorgegangen, da öffnete sich das Gartenthor, welches in den Hof führte,

und Susanne sah den Burichen von Rodenfels eintreten. Genau unterschied sie Zug für Zug des ehrlichen Gesichtes. „Zwei Ordonnanzen, Herr Graf; es soll gleich gefattelt werden!“ — so hörte sie deutlich. Und wie ein Schrei entrang es sich ihrer Brust, sie wollte vorwärts und vermochte es nicht; halb ohnmächtig lehnte sie an einem Baum. Nun erst kam ihr, wie in grellem Aufleuchten, Alles, was bevorstand, zum Bewußtsein. Wird sie stark bleiben, ist das zu tragen? — Oder hat sie falsch verstanden? Nun kam sie vorwärts, im Fluge sind die paar Schritte bis zur Lanbe zurückgelegt. Dieselben Worte noch einmal! jetzt auch Wilhelm's Stimme: „Sie reiten gleich ins Dorf zum Sergeanten Wengly; er soll augenblicklich alarmiren lassen! In einer Viertelstunde bin ich dort. — Sie helfen meinem Burichen pader und satteln: — den Hektor!“

Die eine Ordonnanz sprengte davon, die andere sah ab, und eilte mit dem Burichen in den Stall: es gingen Lichter im Hause, ihre Stiefmutter trat auf den Balkon heraus — Alles sah Susanne, dann stand Rodenfels wieder neben ihr. Wie er ihre Hand preßte, und wie gebrochen die Stimme klang, mit der er sagte: „Susanne, ich muß fort! Die Bahnzüge sind geändert worden, wir fahren noch in der Nacht bis Bromberg weiter! Susanne! werde ich Dich wiedersehen? Wird der Gott dort oben über uns wachen? Liegt es nur an dem so Unerwarteten, mir ist — schwer zu Muth!“

Da hob Susanne den Kopf, er blickte in ihr thränenüberflößtes, blaßes Gesicht, das wie plötzlich eingefallen, nur in den großen verängstigten Augen lebte. — Das brachte ihn augenblicklich zur Besinnung; sie durfte nicht leiden, o jetzt stark und ergeben! — Alles Weh drängte er gewaltsam ins Herz zurück, wußte er doch nun, daß auch sie ihn liebte; darum nur noch ein letztes ans Herz Ziehen, nur noch dieses heiße lohnende Küssen des Abschieds.

Die Familie war auf der Vortreppe des Hauses versammelt, als Rodenfels vollständig gewaffnet heraustrat. Er drückte dem Hausherrn dankend die Hand und reichte sie auch dessen Frau und Schwägerin, bloß um die Berechtigung zu haben, noch einmal Susannens Hand zu fassen, so treu und mit einem so vertrauensvollen Blick gen Himmel, daß es auch in Susannens Seele wie ein Hoffnungsschimmer zog. Vom Thore aus, bis wohin ihn ihr Vater begleitet hatte, winkte er zum letztenmal nach dem Hause zurück, dann sprengte er davon, und bald hallten die Hufschläge Hektor's dumpfer und dumpfer.

Susanne, die an der Wand, tief im Schatten gestanden, trat nun, während die beiden anderen Frauen ins Haus gingen, bis an die Brüstung der Treppe vor und lehnte daran. Erst als auch der Buriche forgeritten war, dem sie in Gedanken noch tausend Grüße aufgetragen, ging sie in ihr Stübchen hinauf.

Nach langen, langen Stunden schlummerte sie unter Thränen ein.

## III.

Die Schlacht bei Königgrätz war geschlagen. Mit den kühlen, wohlthuenden Schwingen eilte die Dämmerung nieder und hüllte ihre linden Schleier um Blut und Wunden, Sterben und Tod. Ringsum an Wald und Bergen zog dunkler Rauch: in Dunst und Nebeln versank die Sonne. Viele Blicke hingen an ihr, doch in keinem ein Lächeln, überall Ernst und Grauen, Todesmüdigkeit, Erlöschen: nur ein Augenpaar folgte ihrem Scheiden, wie voll stillen Glückes. Doch diese Augen fühlten auch Nichts von Gegenwart, sie lebten allein in der Erinnerung: wenige Wochen früher ging die Sonne auch einmal so unter — strahlenlos, ein glühender Feuerball. Damals — und heute!

Erst als eins der letzten Opfer des Tages war Rodenfels verwundet worden. Mit seinem Regiment zur Verfolgung des Feindes vorgegangen, hatte er eben noch voll Stolz und Begeisterung seinen königlichen Herrn begrüßt, ja wie es ihm vorgekommen, von demselben einen persönlichen Dank empfangen, ebenso mild und doch hoheitsvoll, wie jüngst im Königsschloß, da schlugen Granaten von den zur Deckung des feindlichen Rückzuges aufgefahrene Geschützen in seinen Zug, und ein Stück davon drang durch seinen Kürass bis in die Brust.

Sein Burische hatte ihn unter Beistand eines durch dieselbe Granate leichter verwundeten Kürassiers mit Lebensgefahr aus dem Gewühl getragen und bis nach dem Hofe des Schlosses in Niederprim gebracht, wo ein sächsischer Arzt einen Verbandplatz eingerichtet hatte.

Nur mit Mühe, da ringsum schon zahllose, von allen Seiten herbeigebrachte verwundete seiner Hilfe warteten, ließ sich der Arzt bewegen, Rodenfels' Wunde zu untersuchen. Das Resultat seiner Untersuchung war der Ausspruch: lebt keine Stunde mehr!

Auf Rodenfels, welcher die leisen Worte des Arztes dennoch gehört, machten sie keinen andern Eindruck, als den — nahenden Friedens. Mit letzten Grüßen dachte er nun an Alle, die er lieb gehabt, verjöhnt auch an die Mutter, die ihm auf seinen Brief so hart geantwortet: glaubte er doch zu wissen, daß ihre Antwort gütiger gelautet hätte, wenn ihr die Ahnung gekommen wäre, daß eine höhere Hand Alles anders wenden könnte. Das gab ihm viel zu sinnen, er bemerkte kaum, was um ihn vorging. Erst wüßtes Geschrei und grelles Lachen ließen ihn die Blicke nach dem Schlosse richten: die Soldaten schienen Bier oder Wein in den Kellern gefunden zu haben, er hörte Fässer einschlagen, bald taumelten Gruppen Trinkender umher, tolles Jauchzen nahe und fern trotz all der Verwundeten und Sterbenden. Dabei brannte es oben in den Schloßthürmen, — Niemand achtete dessen, und aus dem Hofe holte Trupp nach Trupp — Wasser für die umliegenden Vivouacs. Viel Tode lagen halb in dem Teiche, Freund und Feind neben einander, Alles schöpfte zwischen ihnen durch, und dann und wann sah Rodenfels ein fahles Todtengesicht aus dem Wasser auftauchen. Bald hatte auch er solch' Gesicht, daran mußte er plötzlich denken, — er wandte sich ab. O, was war das, der sanfte holde Schein dort an dem Bergang? er stützte sich mit letzter rascher Bewegung auf die Knie seines Burichen und deutete mit der zitternden Hand hinüber — der Mond — der Mond! Alles wie damals! Er wollte sprechen, aber mir rückelnde Laute kamen über seine Lippen: der Burische, dem Thränen in die Augen schossen, lehnte ein Ohr dicht an seinen Mund,

und er mußte wohl verstanden haben, was sein Herr wollte, denn er nickte und streichelte ihm die schon erkaltenden Hände.

Wie verklärt hingen nun Rodenfels' Blicke an dem Goldgewöl, hinter das der Mond getreten; einmal noch war es auch, als löte einem Hauche gleich, der über Alles geliebte, seit jenem Junitage — unzählig gedachte Name —, dann brach er tot im Arme des treuen Burichen zusammen.

Still und einformig, wie es immer gewesen, gingen indessen die Tage auf Borsarten hin. Wohl folgte die ganze Familie gespannt den Zeitereignissen, jede Nachricht wurde gemeinsam mit Interesse besprochen, doch um einander klammerte man sich nicht sonderlich. Jeder ging seinen Weg: der Vater hatte seinen aufstrengenden Wirkungskreis draußen, die Stiefmutter im Hause, und die Krankelnde, Tante Malchen, wie sie von aller Welt schlichtweg genannt wurde, machte sich besonders um häusliche Dinge verdient, zu denen Zeit gehörte. So war Susanne ganz auf sich angewiesen und frohlockte darüber innerlich: wie viel gab es zu träumen, zu hoffen, auszuenden! Ja sie überlegte wohl schon den Brief, den sie an Wilhelm's Eltern schreiben würde, oder einen an ihn, — am liebsten ging sie jedoch stundenlang die Hecken und Wege auf und nieder, die sie mit ihm gegangen, und rief sich immer von neuem jedes seiner Worte zurück. Selbst der besten Freundin, der sie bisher Alles vertraut, selbst der hatte sie Nichts über ihr Glück geschrieben, weil es ihr wie Verrath an Rodenfels vorgekommen. Wenn die Zeitungen Berichte über Geschehungen brachten, nahm es ihr wohl den Athem, bis sie zu Ende gelesen, aber ihr Gottvertrauen und ein Gefühl, als ob ihm, weil sein Truppentheil nicht genannt worden, auch Nichts geschehen sein könnte, half immer bald darüber fort. So wurde es fast Mitte Juli.

Da sah sie eines Abends, wie sie es in letzter Zeit häufig that, arbeitend in einer Laube dicht am Hause, aus der sie ein Stück der Straße übersehen konnte, auf welcher Wilhelm fortgeritten, und auf der er wiederkehren mußte. Der Abend war so mild, die beiden Fenster des hinter ihr liegenden Wohnzimmer waren geöffnet, und sie hörte ihre Stiefmutter dann und wann zur Arbeit singen. Eine Thür wurde in ihres Vaters Art rasch aufgemacht, schon wollte sie sich erheben, um ihn zum Fenster herein zu begrüßen, als die Worte zu ihr drangen: „Denke Dir, auch der Kürassieroffizier, der bei uns im Quartier lag, ist bei Königgrätz gefallen. Ich sprach eben den Baron von drüben, er hat die Todesanzeige in der Kreuzzeitung gelesen!“

„Ach der schöne Mann!“ hörte Susanne noch die Stiefmutter sagen, dann war es, als schänden ihre Sinne, alles Empfinden wurde dumpfes Wehgefühl.

Lange, lange sah sie da, die Arme herabgesunken, und einen Zug in dem bleichen Gesichte, der plötzlich an die kranke Tante erinnerte: auch deren Augen konnten etwas so unaussprechlich Müdes haben. Endlich strich sie die Haare leise zurück und ging — gleichsam schwankend — wie sie nie gegangen, um das Haus herum nach dem hinteren Eingang, um nur Niemand zu begegnen. Sie gelangte auch ungehört in ihr Stübchen. Mechanisch trat sie ans Fenster, suchte all ihre Lieblingswege auf, — immer noch trockenem Auge: endlich wandte sie sich wieder ab und begann ruhig auf- und niederzuschreiten.

Eine ganze Weile mußte das gewährt haben, denn schon klopfte die Tante, wie sie es gewöhnlich that, an die Thür, um sie zum Abendbrot mit hinunterzunehmen. Als keine Antwort erfolgte, öffnete sich die Thür ein wenig, und die Tante sah hinein. Susannens Haltung — der tief herabgebeugte Kopf, die gefalteten Hände — erschreckten sie; rasch trat sie vollends herein, indem sie besorgt fragte, was geschehen wäre! Erst wollte Nichts über die Lippen; als die Tante aber so sanft zuredete, und sich Susanne auf einmal erinnerte, daß ja auch Tante Malchen ihr Lebensglück begraben, weil sie den geliebten Mann nicht hatte an eine kranke fesseln wollen — da ging etwas in ihrem Herzen auf: die Freude hatte sie allein tragen können, das Weh wurde allzu schwer. Bald rann Thräne an Thräne herab, und endlich mit ihnen, wie Thränen des Herzens — all die schuldlosen Geheimnisse ihrer Liebe.

Es schnitt der Tante tief in die Seele; dieses junge Leben so früh zu Ende, wie einst das ihre: denn sie kannte die Susanne und wußte, daß die auch von ihrem Blut, dem in alle Ewigkeit getreuen, — so wurde sie ihr denn fortan die aufopferndste Freundin. Ueberallhin wußte sie zu säufstigen, Susannens Anklagen der Gottheit in Ergebung, ihren fassungslosen Schmerz in stilles Dulden zu verwandeln. Nur grade über Etwas vermochte sie Nichts, was Susanne in einer Ausregung erhielt, die anfing, ihre Gesundheit zu untergraben.

Susanne konnte dieses entsetzliche Vorüber ohne jede letzte Nachricht von Rodenfels nicht fassen; stündlich hoffte und erwartete sie noch einen Gruß, noch ein einziges Zeichen seiner Liebe — das stand bei ihr unwiderleglich fest, obwohl sie kaum zu sagen wußte, woher es ihr noch werden sollte.

Und doch behielt ihr Herz Recht! solch' liebend Herz hat sein ureignes Wissen!

Die beiden Frauen waren eines Nachmittags im September in der Tante Zimmer; da meldete eine Magd einen fremden Mann an, der Susanne allein sprechen wollte. Die Tante ging in ihr Schlafzimmer, und Susanne mußte sich auf den Tisch stützen, in solcher Erregung sah sie dem Eintritt des Fremden entgegen. Auf den ersten Blick erkannte sie den ehemaligen Burichen von Rodenfels. Sie vermochte ihn nicht zu begrüßen, starrte ihn nur an — mit einer Erwartung, einem Flehen in den Augen, daß dieser ganz verwirrt wurde, und seine wohlüberdachte Rede stecken blieb. In den einfachsten Worten, die aber nur um so rührender klangen, erzählte er darauf Rodenfels' Tod, und wie er ihn versprochen, dem Fräulein noch einen schönen Gruß zu bringen. Gleichzeitig holte er ein kleines, halbzweifüßiges Notizbuch und ein paar verdorrte Blüten hervor, indem er hinzufügte: das Büchelche wäre man leer, bloß hier und da etwas Gemaltes drin, wie eine große S und eine große W durcheinander: weil es aber von dem Granatstück mitgepackt wäre, was seinen Herrn betroffen, so hätte er gemeint, es möchte dem Fräulein lieb sein; die Blumen wären vom Kirchhof, wo der Herr Graf begraben läge!

Der Burische, welcher noch vor Abend nach Hause kommen wollte, ging bald.

Und Susanne berührte nun leise — wie lieblosend — das Buch — die Blätter. Als aber die Tante hereintrat, stürzte sie ihr in die Arme, indem sie mit einem Tone unersäglichen Schmerzes rief: „Nun ist ja Alles, — Alles gut!“  
E n d e.

### Im Vorzimmer des Photographen.

Ein glücklicher Mann dieser Photograph! Dem gefüllten Vorzimmer nach zu schließen, macht er glänzende Geschäfte. Und abgesehen vom Gewinn, welche Fülle von Unterhaltung, welch reicher Stoff zu psychologischen Studien wird ihm geboten! Den Umstand nicht zu vergessen, daß sich ihm Jedermann von der besten Seite zu zeigen bemüht. Die Hauptprobe von dieser Vorstellung, für welche — ausnahmsweise — die Mimen bezahlen, findet im Vorzimmer statt. Denn sehen wir genauer zu, so ist jeder der Anwesenden bereits in derjenigen Pose, in der er seine persönlichen Vorzüge, seine Individualität am deutlichsten zur Geltung gebracht glaubt. Betrachten wir z. B. die beiden Freundinnen im Vordergrund links: die Blondgelockte, welche sich ausschließlich von Lyrik und Sahnenörtchen nährt, lehnt „unvorbereitet wie sie ist“, im Fauteuil, den Blick schwärmerisch emporgeschlagen, die sensiblen Finger lose in einander geflochten, ganz Lillie und nur gezwungen unter uns gewöhnlichen Sterblichen weilender Engel, während ihre Jugendgenossin ihre weniger transcendentalen Interessen sofort dadurch verrät, daß sie nicht nur ihre Freundin, sondern auch ihren neuen Hut und die neue Mantille, „mit“ photographirt haben will. Die holde Kleine am Tischchen ist nach der Art und Weise, wie sie das Köpfchen stützt und die Füßchen setzt, wenigstens zwanzig Jahre älter, als ihr Bruder, der aus einer dunklen Ideenassociation über sein Bild im Spiegel grinst. Dort das unzertrennliche Ehepaar. Sie schmiegte sich als zärtliche Taube an den energischen Granbart, der stolz auf seinen Pelz und seine Orden sich in die Brust wirft: Zwar Militär a. D., aber immer noch auf dem Posten! Die corpulente Dame im Hintergrund läßt sich wahrscheinlich für ihre Kinder und Enkel, die auch schon corpulent sind, photographiren. Wie sie dasitzt und die Hände hält und die Taube trägt, bringt uns die beruhigende Ueberzeugung bei, daß sie beim Obst- oder Geflügelhandel reich geworden. Der geistliche Herr will, daß man wisse, wie er aussah, wenn er über seine Predigten meditierte, Predigten, die, wäre die Welt heute nicht so weltlich, einen Weltrauf haben müßten. Der Herr Actuarious dagegen legt genau so ein Bein über das andere, spielt mit der Dose und lächelt schlaun überlegen wie sein Chef, der Herr Kreisrichter, wenn er einen Inculpaten verhört. Die Gruppe rechts schildert uns die Wonne des Brautstandes. Die Geliebte, mit Schleier und Myrthe geschmückt, neben der wohlwollend den Kopf schief haltenden Brautmutter und über Beide geneigt der Verlobte. Die Frage, ob nach Jahr und Tag Mann und Frau und Schwiegermutter noch ebenso einträchtig dem Photographen sitzen werden, müssen wir zurückweisen; ebenso wenig wissen wir, ob die Bierföhler die sich im „Atelier“ eingefunden haben, auch photographirt sein wollen und wie der Photograph den kleinen schreienden

Weltbürger würdig präsentiren wird. Betrachten wir zum Schluß den Musterjüngling am Kamin. Er weiß sich als schönen Mann, hält sich für unwiderstehlich (namentlich in den hohen Glanzstiefeln) und ist insofern ein Original, als er es für ein Vergnügen hält, sich photographiren zu lassen.

### Faust und Wagner.

Eine Prachtausgabe von der herrlichsten deutschen Dichtung, von Goethe's Faust (dem ersten Theil) erscheint in Fr. Bruckmann's Verlag in München und Berlin. In Lieferungen (à 12 $\frac{1}{2}$  Mark) versendet, wird sie im Herbst dieses Jahres vollständig sein und sechszehn Photographien nach

Dem Menschen tausendfältige Gefahr  
Von allen Enden her bereitet.  
Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn  
Auf Dich herbei, mit pfeilgespitzten Zungen  
Von Morgen ziehn verdrohnend sie heran  
Und nähren sich von Deinen Lungen.  
Wenn sie der Mittag aus der Wüste schießt,  
Die Gluth auf Gluth um Deinen Schädel häufen.  
So bringt der West den Schwarm, der erst erquickt,  
Um Dich und Feld und Aue zu ersäufen.

Das Charakteristische der beiden Gelehrten, des das Weltall umfassenden Denkers und des engherzigen Wortklaubers, ist vom Künstler überragend zur Anschauung gebracht. Dieser hochgewachsene, fest aussehende Faust, das Antlitz aufwärts gerichtet, wo „im blauen Raum verloren, ihr schmetternd Lied die Lerche singt“, neben dem gekrümmten, fröstelnden Schleicher, der die Dämonen der Luft, von denen er im Buch gelesen, wirklich zu erblicken wähnt, während ihm der reale Hund, der „in weitem Schneckenkreise“ um sie „her und immer näher jagt“, — „nicht wichtig scheint“. Dazu die stimmungsvolle Umgebung: der dämmernde Himmel, der weite, den Frühling kaum erst ahnende Plan und im Hintergrund, mit Giebeln und Dächern, Mauern und Zinnen, mit dem „hohlen und finstern Thor“ die mittelalterliche Stadt.

### Das Lied der Nachtigall.

Geheimnißvoll entströmen Deiner Seele  
In monddurchglüheter und verschwiegener Nacht  
Der Liebe Töne, holde Philomele!  
Bald fröhlich schmetternd und bald leis und sacht.

Was Dich bewegt, verhillst Du dem Tage,  
Der grell die Welt beleuchtet weit und breit;  
Dann schweigt die Lust und schweigt des Herzens Klage —  
Das Glück der Liebe sucht die Einsamkeit!

### Deutsche Frauenbilder aus dem Elsaß.

Von Fedor von Köppen.

In dem Leben und Schaffen edler Frauen spiegelt sich am reinsten die deutsche Gemüthswelt. Aus ihrem frommen, friedvollen Walten ergießt sich ein stiller Segen von Geschlecht zu Geschlecht. Sie spinnen aus einem Zeitalter in das andere hinüber die lichten Sonnen-

fäden, an denen die Herzen der Männer nach Kämpfen und Irrungen immer wieder zurückgelenkt werden zu Eintracht und Frieden.

Wenn sich unser Interesse in der Gegenwart in erhöhtem Maße dem wiedererworbenen Reichthum im Westen zuwendet, dann gedenken wir auch dort manches edlen Frauenbildes aus der Vergangenheit. Daß das Elsaß trotz der mehr denn zweihundertjährigen Trennung von dem Mutterlande unserem Herzen so nahe geblieben, das haben wir zum großen Theile auch seinen Frauen zu danken, welche — ohne es selbst zu wissen und zu wollen — Pflegerinnen deutscher Art und Sitte in ihrem Heimathlande waren. Dieselben Herzensseigenschaften, durch welche jene weiblichen Gestalten verklärt werden, die vor langer Zeit über seinen Boden wandelten, erscheinen uns noch heute als die verehrungswürdigen Züge deutschen Frauenthums. Aus der Zeit, als das Christenthum im Elsaß die ersten Wurzeln schlug, dämmert uns das Bild einer lieblichen, frommen Jungfrau, welche vom Volke zur Schutzpatronin erkoren



Faust und Wagner.

Aus: Goethe's Faust. Erster Theil. Prachtausgabe in Folioformat mit 16 Hauptbildern in Photographien und ca. 80 Holzschnitt-Illustrationen von A. v. Kreling, Director der königl. Kunstschule in Nürnberg. (Friedr. Bruckmann's Verlag in München und Berlin.)

Original-Deilmalben und etwa achtzig Holzschnitte nach Compositionen von A. von Kreling, Director der königlichen Kunstschule in Nürnberg, enthalten. Von der künstlerischen Bedeutung des Werkes geben wir die beste Probe, indem wir eins der Bilder selbst zum Abdruck bringen. Es stellt Faust auf dem Spaziergange mit seinem Famulus Wagner dar. D gibt es Geister in der Luft,  
Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,  
So steigt nieder aus dem goldenen Dufte  
Und führt mich weg, zu neuem buntem Leben!  
Ja, wäre nur ein Haubermantel mein  
Und trüg' er mich in fremde Länder,  
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,  
Nicht feil um einen Königsmantel sein.  
Wagner.

Verufe nicht die wohlbekannte Schaar,  
Die frörend sich im Dunstkreis überbreitet,

und von der Legende mit dem Heiligenschein gekrönt ward, das Bild der heiligen Ottilie.

Herzog Eticho oder Attich, welcher (666—690) zu Oberehnheim waltete, erhielt von seiner Gemahlin Bereswinde ein Töchterlein, das war blind und schwach. Der Herzog schwur, daß ihm der Wurm sein adeliges Geschlecht nicht schänden solle, und gab Befehl, es zu tödten. Aber die liebende Mutter wußte das Kind zu retten und barg es in einem Kloster. Als das Wasser der heiligen Taufe seine Schläfe benetzte, schlug es die Augen auf und ward sehend. In stiller Weltabgeschiedenheit wuchs das Kind zur wunderschönen Jungfrau heran. Da erfuhr sie das Geheimniß ihrer Abstammung, und in ihrem Herzen erwachte die Sehnsucht nach dem Vaterhause. In einem Briefe, den sie in einem Scharlachknäuel einem Pilger mitgab, entdeckte sie sich ihrem Bruder Hugo; dieser aber sandte alsbald einen Wagen, um die Jungfrau nach der Burg des Vaters abzuholen.

Vater und Sohn standen oben auf dem Felsvorsprung der Hohenburg, da sahen sie das Thal herauf den Wagen der Jungfrau kommen. Als der Herzog nun erfuhr, was der Sohn, ohne ihn zu befragen, gethan, schlug er ihn im Zorne nieder, daß er sterben mußte. Aber beim Anblick der lieblichen Tochter überkam ihn die Reue über die rasche That. Er bat sie fußfällig um Verzeihung und nahm sie an seinem Hofe auf.

Der Ruf von Ottiliens Liebreiz und Schönheit lockte viele Bewerber von nah und fern nach der Hohenburg. Sie aber wies alle Anträge zurück und wünschte, die reine Braut des Himmels zu bleiben. Der Herzog wollte sie zwingen, sich mit einem deutschen Fürstensohne zu vermählen. Da schlich sie sich im Pilgergewande aus einem Pörtchen der Burg und floh, von dem ergriminten Vater und ihrem Freier verfolgt, über den Rhein. Schon hörte sie nahe hinter sich den Hufschlag der Kofse, schon sank sie erschöpft an einer Felsenwand nieder, — da that sich der Berg auf und entrückte sie den Augen ihrer Verfolger.\*) Betroffen von dem Wunder, rief der Herzog reuevoll den Namen seiner Tochter, und die Jungfrau trat im Glanze ihrer Schönheit vor die Reiter hin. Der reuige Vater aber übergab ihr sein Schloß, die Hohenburg, damit sie dort ein Kloster stifte und für seine Seele bete. Das ist das Kloster St. Ottilienstein, weitberühmt als Wallfahrtsort für die Bewohner des Elsaß.

Von Oberehnheim\*\*), dem mittelalterlich aussehenden Städtchen am Fuße der Wasgenberge, wo die Wiege der frommen Jungfrau stand, führen verschiedene Wege nach dem Heiligthum hinauf. Alte, breite Linden beschatten den Eingang des Klosterhofes. Von dem ursprünglichen Bau ist nur noch die „Kreuzkapelle“ vorhanden, welche die Särge Eticho's und seiner Gemahlin Bereswinde umschließt. Mit ihr stehen andere Kapellen in Verbindung. In der „Kapelle der heiligen Ottilie“, deren Wände mit eichenem Getäfel bekleidet und mit Darstellungen aus dem Leben der wunderthätigen Jungfrau geschmückt sind, werden ihre Gebeine in einem Reliquienschrein

aufbewahrt. Ihr zunächst im Klostergarten steht die „Thränenkapelle“, vor deren Altar die Heilige nach dem Tode ihres Vaters unter Schluchzen und Gebet viele Tage zubrachte, um seine Seele mit ihren Thränen aus dem Fegefeuer zu erretten. Lange Zeit zeigte man noch die Höhlungen, welche ihre Thränen in die harten Steine gewaschen haben sollten. Auf einer anderen Seite der Klostergebäude sieht man am Rande eines schroffen Felsvorsprunges, wo sie mit den Sendboten des Himmels zu verkehren pflegte, die „Engelkapelle“. Gläubige Pilger, welche dieselbe auf dem schmalen Fußstege neun Mal umwandeln, nehmen die Zuversicht mit, daß ihnen ihre Wallfahrt zum Heile gereichen werde. Elsässer Mädchen glauben dagegen, durch den neunmaligen Rundgang auf dem schwindligen Pfade

### Schicksalstücken.

Wem es beschieden ist, sich stets an den Wänden herumzudrücken, wer an den Freitreppen und Portalen der großen Häuser vorüberhuschen und zu den Seitenpfortchen und Hintertreppen derselben einschlüpfen muß, wer sich allezeit zwischen den Coulißen oder, wenn es hochkommt, im Hintergrunde der großen Schaubühne dieses Lebens aufzuhalten hat, geräth leicht in allerlei schiefe und peinliche Lagen, die der Betroffene nach Jahren in der Erinnerung selbst belacht, aber, während er sie erlebte, nur mit tiefster Beschämung ertrug.

Und welcher andere Stand hätte wohl ein gleiches Maß

an Demüthigungen und Gefühlsverlegungen zu erleiden, als der Gouvernantenstand, als jene Classe armer Menschenkinder, denen man den Lehrerberuf schon frühzeitig als Zweck und Ziel vor Augen stellt, denen schon in der Kinderstube die Flügel festgebunden und gestutzt werden, mittels derer sie wie andere Kinder sich ins Reich der Phantasie und goldenen Zukunftsträume erheben möchten! Ihnen erjeht den Blumen Duft der beißende Parfüm des Riesenschwammes an der großen schwarzen Rechentafel, sie müssen sich durch die monotone Leier des „Kleinen Blöb“ für das Gezwitscher der Schwalben und Meisen, für den Gesang der Nachtigallen und Rothkehlchen entschädigt halten, welche draußen ohne Anleitung und Schule die unvergleichlichste aller Pastoral-Symphonien aufführen. Aller Reiz dieser Erde soll sich für die Armen in dem dicken fetten Globus concentriren, auf dem sie sich eher zurecht finden lernen, als auf dem Wege ins nächste Dorf, ihr Sinn und Verstandniß für die schönen Künste soll sich einzig und allein an den Riesenkarten entwickeln und ausbilden, welche die Wände des Schulzimmers zieren und den Fluch ihres jungen Daseins — die verhassten fünf Welttheile darstellen.

Ach, ich weiß ein Lied davon zu singen!

Eltern hatte ich keine, obchon die Naturgeschichte das Vorhandensein derselben befürwortet, wenigstens hatten sie es nicht für nothwendig erachtet, mir den Beweis ihrer Existenz durch Vererbung eines Namens zu liefern, denn keine wird sich für getauft, für classificirt und specialisirt halten, die den Namen „Minna Meier“ durchs Leben zu führen hat, wie es

mein bedauerliches Schicksal war. Ich würde mir als Johanne Müller schon etwas eingebildet haben, und als Dora Häder geradezu dümmelhaft geworden sein durch den Klang dieses Namens, der mir im Gegensatz zu Minna Meier fast etwas Romanzenhaftes, Altmaurisches in sich zu schließen schien.

Meine frühesten Kindheits Erinnerungen beziehen sich auf eine ältliche, schon etwas zusammengeschrumpfte, runzel- und faltenreiche Wittve in schwarzem Orleans, welche ich „Frau Rätlin“ tituliren mußte, und welche mich — Gott mag wissen, auf wessen Veranlassung — erzog. Ohne Unterlaß pflegte sie mir meinen künftigen Beruf in die Ohren zu schreien — die gute Seele war nämlich etwas harthörig — und mir von früh bis spät die Nothwendigkeit vor Augen zu stellen, daß ich mir mein Brod durch die Kenntnisse und Fertigkeiten verdienen müsse, welche ich mir bis zu meinem vollendeten acht-



Das Lied der Nachtigall. Originalzeichnung von Ludwig Beckstein.

eine Bürgschaft dafür zu erlangen, daß sie noch in demselben Jahre heirathen werden. So verschieden sind die Wunderwirkungen, welche man von der Heiligen erwartet. Jetzt ist die Probe durch ein festes Geländer erleichtert, und man blickt ruhig und sicher von der steilen Höhe über das wogende Waldmeer, aus dem sich die Trümmer alter Burgen wie starre Felsklippen erheben, bis zu einer kleinen Spitze am Horizonte, — dem Thurme des Straßburger Münsters.

Auch in der Umgebung des Klosters finden wir Spuren von dem Walten der Heiligen. An der Seite eines Bergpfades unter schattigen Buchen springt aus einem von Ephen überspannenen rothen Sandsteinfelsen ein frischer, klarer Quell hervor, welcher der „Ottilienquell“ benannt wird.

(Schluß folgt.)

\*) Man bezeichnet den Ottilienberg bei Freiburg im Breisgau als die Scene dieser Legende.

\*\*) Eisenbahnstation fünf Meilen südwestlich von Straßburg.

zehnten Lebensjahre angeeignet haben würde. Wir wohnten in einem kleinen Landstädtchen des ehemaligen Herzogthums Nassau, und nicht weit von uns wohnte ihr einziger Sohn, dem sie mit Aufopferung eines beträchtlichen Theils ihrer schmalen Mittel ein Bauerngüthchen zur Betreibung der Dekonomie erkanden hatte. Dieser Sohn war nicht geistreich, und ohne die farbenglühende Schilderung seiner Mutter von dem Scharfsinn und den ungewöhnlichen Geistesgaben, welche er schon als Säugling und Wickelkind geoffenbart und im späteren Leben stets bethätigt haben sollte, würde ich geneigt gewesen sein, ihn für etwas einfältig, ja, um es gerade heraus zu sagen, für einen ausgemachten Tropf zu halten, aber zu einer so freien, selbstständig ausgebildeten Erkenntniß ließ die Frau Rätlin es nicht bei mir kommen. Er galt ihr, trotz der Rathlosigkeit und Unbeholfenheit, welche er den einfachsten Vorkommnissen des Lebens gegenüber bezeugte, noch lange für ein besonders erleuchtetes, begabtes Wesen, und erst dann war ihr ein leiser Zweifel an seinem Verstande, an seiner Lebensklugheit aufgefliegen, als sie mit Schrecken gewahrte, daß Hugo eine unverhohlene Vorliebe und Bewunderung für mich — für die mittellose Waise, an den Tag legte. Ohne sich in dieser neuen Phase seiner Entpuppung als Liebhaber gerade besondere Strapazen aufzuerlegen — er machte, Gott sei gepriesen, keine Verse und redete auch kaum eine Silbe mehr, als sonst — wußte er dennoch seinen Gefühlen für mich Ausdruck zu geben und weber seine Mutter noch mich über die Wärme seiner Empfindung in Zweifel zu lassen. Er konnte mich stundenlang unverwandt anblicken und pflegte, wenn er uns zu besuchen kam — er besuchte uns in jenen Tagen sehr oft — nicht mehr von meiner Seite zu weichen.

Die Frau Rätlin war sich nicht so bald über diese Gefühlsverirrung ihres Sohnes klar geworden, als sie auch Himmel und Erde in Bewegung setzte, um so schnell als möglich eine Stelle für mich zu finden, und damit ihm das Thörichte seiner Leidenschaft recht klar vor Augen geführt wurde, machte sie von nun an in seiner Gegenwart allerlei Anspielungen auf meine dunkle Herkunft und verbreitete sich weitläufig über meine Armuth und die Hilflosigkeit meiner Lage. Der arme, gute Mensch! Die Schilderung meiner Bedrängnisse schienen jedoch eine ganz verschiedene Wirkung, als die erwartete, auf ihn zu haben; mein Kleinstehen, meine Mittellosigkeit und Verlassenheit betrübte ihn dermaßen, daß seine Züge einen ganz erbärmlichen, tief bekümmerten Ausdruck annahmen, so daß ich ihn in solchen Momenten fast mehr bedauerte, als mich selbst.

Eines Morgens mußte er sich wohl ein Herz gefaßt und der Mutter seine Absichten und Wünsche in Bezug auf mich mitgetheilt haben, denn ich hörte einen heftigen Wortwechsel — doch nein, ich hörte ja nur die Stimme der Frau Rätlin in allen Modulationen des Zornes durch das Haus schallen, während man seinen Raththeil an dem Duett nur aus den Vorwürfen errathen konnte, mit denen sie ihn ob seiner Undankbarkeit, seiner Einfalt und thörichten Verblendung überhäufte. Zuletzt wurde es ihm zu viel, er hatte seine Trümpfe ausgepielt und gab die Partie verloren. Ich hörte ihn mit hastigen und schweren Schritten die Treppe herabkommen, einen Augenblick, wie unschlüssig, vor der Thür meines Wohnzimmers stehen bleiben, und sah ihn dann die Straße entlang dem Thore der Stadt zweilen.

Sehr aufgeregt und gereizt, aber doch mit so viel Entschlossenheit im Tone, daß ich fühlte, jeder Widerspruch sei vergeblich, machte mir Frau Rätlin bei Tisch die Mittheilung, daß sie an die Vorsteherin eines Erziehungsinstitutes im Elsaß geschrieben und ein Engagement als Hilfslehrerin bei derselben für mich angenommen habe. Alle Bedenken, welche sie selbst noch wenige Tage zuvor gegen diese Stelle geäußert hatte, schienen plötzlich verschwunden oder nicht mehr in Betracht zu kommen. In acht Tagen hatte ich die Reise nach Mülhausen anzutreten.

Hugo hatte sich seit jener stürmischen Scene mit seiner Mutter nicht mehr bei uns blicken lassen, und wenn die alte Frau sonst in Aufregung und Angst gerieth, wenn ihr Liebkind nicht wenigstens einmal täglich bei ihr erschien, so erregte sein Ausbleiben unter den gegebenen Verhältnissen keinerlei Besorgniß.

Die Post verließ Schwalbenbeck Morgens fünf Uhr, und da Frau Rätlin keine Freundin von frühem Aufstehen war, so theilte sie mir ihren Segen, vom Bette aus, und „die Ev“, ihre alte Köchin und Vertraute, erhielt den Auftrag, mich zu begleiten und meine Shawls und Reisetaschen an den Postwagen zu tragen. Der Abschied von der grämlichen alten Person war schnell überstanden, ich drückte mich stumm und gedankenvoll in meine Ecke, der Postillon blies, und die drei neben einander gespannten Gänle hatten bereits den schwerfälligen Kasten von dem holperigen Pflaster des Posthofes auf die noch holperigere Straße geschleppt, als plötzlich ein lautes „Halt, halt, Schwager!“ die Pferde wieder zum Stehen brachte. Das Fenster zu meiner Linken verfinsterte sich, und ein dicker, großer Mann, in dem ich alsbald meinen Verehrer Hugo erkannte, war bemüht, sich mit seinem gigantischen Leibe, wenigstens mit Kopf und Schultern in die Fensteröffnung des Wagens zu zwängen.

„Ich wollte Ihnen nur Adieu sagen, Fräulein Meier.“ stammelte er, während Hast und Verwirrung, Angst vor Entdeckung und Trennungsschmerz auf seinem Antlitze um den Vorrang kämpften, und Sie bitten, uns nicht zu vergessen — hier wäre er beinahe vom Trittbrett gefallen, denn der ungeduldige Postillon hatte die Pferde angetrieben — und — und — bitte, nehmen Sie dies von mir an — es thut mir leid — ich wollte, es wäre mehr.“

Während diese Worte, von asthmatischem Keuchen und Schlucken begleitet, unzusammenhängend genug von seinen Lippen polterten, und während sein Gesicht von allerlei schmerzlichen Convulsionen verzerrt wurde, hatte er schnell, und ohne daß ich es hindern konnte, eine ziemlich dicke und schwere Rolle in meine Hand geschoben und war, offenbar befriedigt und stolz auf das vollbrachte Kunststück, vom Trittbrett gesprungen und schnell um die nächste Straßenecke verschwunden.

Es dauerte ziemlich lange, ehe ich wieder zur Besinnung kam, und ehe das Vorgefallene mir ganz klar geworden war. Endlich, endlich tagte es aber doch in mir, und es fiel mir ein, daß ich ja hätte aufstehen und ihm sein Geschenk vor die Füße werfen müssen. Jetzt war's freilich zu spät! Wir waren bereits weit, weit draußen auf der staubigen Land-

straße, und er wohl auch schon zum entgegengekehrten Thore hinaus. O, der Schmach — der bitteren Demüthigung! Mir — mir — Geld zu schenken! Und dem Umfang der Rolle, sowie ihrer Länge nach zu schließen, mußten wenigstens fünfzig Thaler darin enthalten sein. Es war empörend! Gott, wenn das seine Mutter erfuhr, und sie würde es erfahren, das stand fest, denn sie wußte ja um jeden Groschen Bescheid, den er befaß und verausgabte, was würde sie von mir denken! Es war jedenfalls das Beste, das Geld von der nächsten Station aus zurückzuschicken. Ja, ja, so sollte es sein! In B., wo wir eine Stunde lang auf Anschluß zu warten hatten, zog ich sofort meine Schreibmappe hervor und schickte mich an, den Brief — ich wußte noch nicht recht, ob an die Mutter, ob an den generösen Sohn — zu schreiben, vorher aber das Geld einzufiegeln. Während ich noch nach Lack und Pestschaft suchte, fiel mir plötzlich ein, daß ich doch die Summe angeben müsse, welche ich der Post anvertrauen wollte, und daß die Rolle daher geöffnet werden mußte. Es war fast schade darum, das knappe, fest und sauber gepackte Röllchen auseinander zu schlagen, aber endlich entschloß ich mich doch dazu, denn auf welche andere Weise konnte ich das Geld zählen? — Herr des Himmels und der Erden! War das ein Blendwerk meiner Augen, meiner verletzten Gefühle? War es das Gaukelspiel schadenfroher Dämonen? Die Rolle enthielt gar kein Geld, sondern ein mit liberaler Hand zugemessenes Stück wohl-durchdräuchter, steinhart gewordener Mettwurst, an manchen Orten auch Cervelat, wieder anders auch Schladwurst genannt.

Die Leinweberfrau, im Müllerschen Volksmärchen, welcher Rübezahl einst das geschenkte Gold in Kohlen verwandelt hatte, um ihre Wortbrüchigkeit und Neugier zu strafen, kann ihr Verstand nicht mit verwunderter Augen und mit größerer Ueberräschung angeschaut haben, als ich dies Erzeugniß der Kahlenauer Schlächtereier und Räucherammer. Endlich löste sich jedoch die Starrheit, welche sich meines ganzen Nervensystems bemächtigt hatte, und ich brach, ganz allein für mich, in ein schallendes, anhaltendes Gelächter aus, ein Gelächter, dem freilich ein gut Theil Vermuthung und Selbstbedauern und auch ein klein wenig Mitleid für meinen blöden, kindischen Verehrer beigemischt war.

Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht zu sagen, da die Frau Rätlin früh verstorben ist, und der Verkehr zwischen ihm und mir nicht fortgesetzt wurde, — die Mettwurst habe ich später aufgeessen.

Wenige Jahre darnach wurde ich mit einem wohlstilisirten Armuthszeugniß, ich wollte sagen, mit dem Zeugniß der Reife als gepriesene Lehrerin, aus der Erziehungsanstalt entlassen und habe seitdem in gar vielen Häusern, bei Vornehm und Gering, bei Arm und Reich, den Posten einer Gouvernante bekleidet. Zu den Vornehmen gehörte auch das Haus der Frau Ministerin von L. zu Hohenstein, welche meine Dienste für ihre Tochter in Anspruch nahm und dieselben durch das Ansehen ihres Namens belohnte, eine Abfindung, mittelst dessen sie nicht nur die Geringfügigkeit des gezahlten Gehaltes, sondern auch die Kärglichkeit und Unzulänglichkeit der materiellen Verpflegung in ihrem Hause zugebeugt wußte. Nie habe ich wieder eine solche Hungertur durchzumachen gehabt, als in dem L.'schen Hause, und heute scheint es mir fast unbegreiflich, daß ich mich noch einmal über die Schwelle desselben wagte, aber der Wunsch, meine erste Clevein wiederzusehen, siegte doch schließlich über die warnende Stimme meines Magens. Vor etwa einem Jahre erging nämlich die Aufforderung an mich, bei der Frau Ministerin vorzusprechen, wenn mein Weg mich jemals über Hohenstein führe, und es traf sich gut, daß die Züge günstig lagen, und daß ich einige Stunden in der kleinen Residenz verweilen konnte, ohne darum mein eigentliches Reiseziel an dem betreffenden Tage gar zu spät zu erreichen.

Die Frau Ministerin wünschte nämlich einige Details über eine gewisse junge Dame zu erfahren, welche ich erzogen, und welche sie für ihren Sohn, den leichtsinnigsten Gardeleutnant, der je Schulden gemacht und nicht bezahlt hat, ins Auge gefaßt hatte. Sie bedauerte außerordentlich, daß ich nicht eine halbe Stunde früher eingetroffen sei, weil ich dann an ihrem Gabelstübchen hätte participiren können, dessen aromatische Dünste noch in dem Speisezimmer vorwaltet, das ich zu passiren hatte. Da ich schon mehrere Stunden unterwegs gewesen war, so wirkte die Nachricht, daß die Frühstücksstunde bereits vorüber sei, einigermassen niederschlagend auf mich, und nur die Hoffnung, daß man mir einen wenn auch kalten und frugaleren Imbiß, als das üppige Dejeuner gewesen sein mochte, serviren lassen würde, hielt mich noch aufrecht. Aber die gnädige Frau nahm mich sofort tüchtig ins Gebet und sorgte so genau und umständlich nach der finanziellen Lage der betreffenden jungen Dame und wußte die intimsten Beziehungen ihrer Familie so gewandt aus mir herauszuloden, daß mir endlich starke Zweifel über meine Berechtigung zu diesen Mittheilungen aufstiegen und mein Gewissen mir erst leise und dann immer lautere Vorwürfe zu machen begann. Aber von Gewissensbissen wird man leider nicht satt, und ich fing bereits an, mich schwach und ohnmächtig zu fühlen, als die gnädige Frau sich endlich erhob und die Handklinger in Bewegung setzte.

Gottlob! nun wird sie ein Butterbrod bestellen — ach, auch trocknes Brod wäre mir schon ein Labsal gewesen, ja, ich glaube, selbst den im Hause sehr beliebten Haserkuchen — beiläufig gesagt, die schrecklichste Verhöhnung des Begriffs „Kuchen“, den man sich nur ausmalen kann — hätte ich in jener Stunde dankbar angenommen.

„Meinen Hut, Sonnenschirm und Mantille!“ rief sie der eintretenden Jungfer zu, welche mir ganz den Eindruck machte, als hätte sie vor drei Tagen zum letzten Mal Speise zu sich genommen. „Wir haben gerade noch eine Stunde Zeit vor Abgang Ihres Zuges, ich werde Ihnen die neuen Anlagen der Stadt zeigen, welche Sie noch nicht kennen, und Sie dann auf den Bahnhof begleiten.“

„Bitte, gnädige Frau, es thäte mir leid, wenn Sie meinerwegen —“

„D, durchaus nicht, ich pflege vor Tisch immer eine Stunde spazieren zu gehen, das gibt einen besseren Appetit.“ Gerechter Gott! wenn mein Appetit noch mehr gereizt wurde, so fühlte ich, daß ich mich nicht ohne Gefahr für meine Nebenmenschen auf der Straße blicken lassen durfte.

Es half Alles nichts. Mit Kopfschmerz und Ohnmacht kämpfend, mußte ich die alten und die neuen Anlagen der kleinen Residenz bewundern, und ich verwünschte die Schwärmeri der hochseligen Herzogin für Le Adre, derzufolge diese

gräßlich weitläufigen, rechtwinkligen Anlagen entstanden waren, aus denen kein Herausfinden möglich schien. Endlich ging es dem Bahnhof zu, und wie ein armes, halb verschmactetes Lastthier in der Wüste neue Kräfte gewinnt, wenn es die Nähe einer Dase wittert, so gewann meine Nerven wieder etwas mehr Spannkraft, als wir die Schienen überschritten hatten, denn mit Entzücken erinnerte ich mich eines sogenannten „Hornaffen“, den ich in Soden gekauft, um ihn meiner Freundin in Neustadt mitzubringen, welche eine besondere Vorliebe für dieses Badewert, eine Specialität ihrer Heimath, hegte.

„Wie schade, daß der Zug nicht eine Stunde später geht.“ meinte die gnädige Frau, „ich würde Sie dann gebeten haben, an unserem kleinen Diner theilzunehmen, zu welchem wir einige Freunde erwarten. Sie sind gewiß recht hungrig, meine Liebe, nicht wahr?“

„D, durchaus nicht, ich danke vielmals — hier kommt mein Zug, leben Sie recht wohl, gnädige Frau!“

Und kaum hatte ich mich verabschiedet und mein kleines Handgepäck vom Portier in Empfang genommen, so bestieg ich in Eile das Damencoupe, holte ohne Zeitverlust den Hornaffen hervor und schnitt mittelst meines Federmessers ein tüchtiges Stück desselben herunter. Ich glaube, nie im Leben hat mir Etwas besser geschmeckt, als dieser, an meiner armen Freundin Kamilla begangene Raub.

„Ich komme noch einmal zurück, Fräulein Meier, um Sie zu fragen, ob die Comtesse —“

Gerechter Himmel! da stand, wie ein Spargel aus der Erde geschossen, die Frau Ministerin plötzlich wieder vor dem Fenster meines Coupés, und ich hatte den Mund so voll, daß ich nicht reden konnte, während ich noch in beiden Händen ein Stück des verrätherischen Kuchens hielt. Hatte ich nicht eben noch behauptet, gar keinen Hunger zu verspüren? Und nun so ertappt zu werden! Ich schluckte und schluckte und würgte an dem trockenen Gebäck — es war umsonst; ich wäre fast erstickt in dem Bemühen zu thun, als ob ich Nichts im Munde hätte, und bei dem Versuche, ein Lächeln zu erzwingen, als höre ich ganz unbefangen und mit Interesse ihren Erkundigungen und nachträglichen Einfällen über die reiche Erbin zu. Die alte Dame blieb vor Erstaunen über meine Convulsionen mitten in ihrer Rede stecken und ging endlich, ohne den gewünschten Bescheid erhalten zu haben, von dannen.

Dieser Tag sollte leider nicht ohne eine zweite Demüthigung vorüber gehen, und ich weiß nicht, ob die letztere nicht dazu angethan war, die erstere ganz in den Schatten zu stellen; jedenfalls kann ich mich noch heute eines schwachen Erörthens nicht erwehren, wenn ich an die betreffende Scene zurückdenke.

Ich hatte in Frankfurt eine Stunde Aufenthalt dazu bemerkt, mir auf der Feil eine jener neumodischen, sogenannten „Garnituren“ zu kaufen, welche aus drei oder vier über einander hängenden Volants von Roßhaar bestehen und, wie alle Welt weiß, hinten unter dem Kleide getragen werden, um dasselbe hoch und bausig abstehen zu machen. Ich gedachte meiner Freundin und den Damen des entlegenen Landstädtchens, dem ich zueilte, zu zeigen, was in der Residenz getragen wurde, und hoffte, ihnen als Vorbild und Muster der neuesten, dort noch nicht hingedrungenen Mode zu dienen.

Als es sich um die Emballage des widerpenstigen Artikels handelte, war die weiße Frau im Laden auf das herrliche Auskunftsittel verfallen, mir die Garnitur gleich um die Taille und zwar über dem Kleide zu befestigen, da der Regenmantel, den ich trug, ja Alles verhüllte und verdeckte. Leider hatte ich des sonderbaren Putzes hinten auf meinem Rücken völlig vergessen, als ich im Wartesaale des Tammus-Bahnhofs saß, und hatte, da es mir zu heiß geworden war, den Regenmantel abgelegt. Wäre ich nun wenigstens auf meinem Plaze sitzen geblieben, so wäre wohl Alles noch gut abgegangen; aber da wollte ich mich vor der Abfahrt des Zuges noch durch eine Tasse Kaffee erfrischen, und als ich quer durch den Saal auf das Buffet zuschritt, machten mich erst ein leises Richern, dann die belustigten Blicke und schließlich das allgemeine Gelächter des versammelten Publicums darauf aufmerksam, daß etwas Außerordentliches vorgehe, aber es dauerte doch noch eine geraume Weile, ehe mir klar wurde, daß ich selbst der Gegenstand der allgemeinen Belustigung war, und in welch sonderbarem Aufzuge ich an das Buffet getreten war.

Den Kaffee ließ ich natürlich im Stiche und war nur darauf bedacht, die bergende Hülle des Waterproof um meinen lächerlichen Rückenschmid zu schlagen und mich selbst so schnell als möglich in dem Coupé des bereitstehenden Zuges zu verstopfen.

Zu meiner letzten Stelle hatte ich das Glück, mich mit einem jungen Theologen in die schweren Pflichten der Erziehung theilen zu dürfen, und Niemanden wird es Wunder nehmen, wenn ich berichte, daß er und ich beschlossen haben, den dornenvollen Pfad des Lebens gemeinschaftlich weiter zu wandern, denn Hauslehrer und Gouvernante verlieben sich stets in einander, das ist ein altes, fest begründetes Gesetz, es sei denn, daß der Hauslehrer sich in seine Schülerin verliebt und mit dieser in die weite Welt geht.

Aber vor dieser Verirrung hat ihn der Himmel glücklicherweise bewahrt, und wir sind schon dabei, das Häuschen des Pastor Coll. an der Kreuzkirche zu Neustadt zu möbliren, denn in wenigen Wochen soll unsere Hochzeit sein. Der gütige Leser wird mir hoffentlich Glück wünschen zu dem endlichen Abschluß meiner Gouvernantenlaufbahn. Mein Zukünftiger ist zwar zehn Jahre jünger, als ich, aber darin liegt wohl kaum ein Grund zu Befürchtungen und Sorgen — das Experiment ist ja schon öfter und mit Glück gemacht worden, zwar ist er arm, und ich bin womöglich noch ärmer, als er, aber er heißt Bogumil Schuppius, und was thut man nicht, um endlich einmal einen kräftigen, wohlklingenden und oben-dreien literarisch berühmten Namen führen zu dürfen.

Minna Meier.

## Zur Geschichte der Straßenlaterne.

Alles auf der Welt hat seine Geschichte. Warum nicht auch die Straßenlaterne? Ist sie doch ein Kind des Fortschrittes und mit der Civilisation des Menschengeschlechtes auf das innigste verwachsen.

Ich glaube allerdings mit einigem Grunde annehmen zu

dürfen, daß die Pariser nicht sonderlich davon erbaute waren, als ihnen zum ersten Male im Jahre 1524 von der hohen Obrigkeit befohlen ward, im Interesse der Sicherheit von neun Uhr Abends an Lichter an die Fenster zu stellen und so die Straßen zu beleuchten, und daß sie deshalb die Neuerung gewiß mit Befriedigung aufnahmen, welche die ersten Laternen an den Häusern oder an Pfählen anbrachte; aber es bedurfte 120 Jahre, um dieses Beleuchtungssystem in der ganzen Stadt durchzuführen. Bald folgten die anderen großen Städte Europas dem guten Beispiele: London schon 1668, Berlin 1679, Wien 1687, also vier Jahre nach der zweiten Belagerung durch die Türken, Leipzig erst 1702, Dresden noch drei Jahre später, Frankfurt am Main 1707.

Fast scheint es, als ob das Geschick dafür sorgen wollte, daß die Nationen auf ihre wichtigsten Erfindungen nicht allzu stolz würden. Nicht wenige wurden fast gleichzeitig von Angehörigen verschiedener Nationen gemacht. So auch die Erfindung der Gasbeleuchtung. Lord Dundonald legte 1786 Coaksöfen an und unterhielt sich damit, das entwickelte Gas in Röhren aufzufangen und anzuzünden, aber ohne ernsthafte Absicht. Seit 1792 aber beschäftigte sich ein anderer Engländer, Murdoch, welchem man die Erfindung der betriebsmäßigen Gasbeleuchtung verdankt, mit einschlägigen Versuchen, welche 1796 zum Abschluß gediehen und durch die Errichtung der 1798 ins Leben getretenen Gasbeleuchtung einer Fabrik in Soho bei Birmingham gekrönt wurden.

Beinahe gleichzeitig gelang es, von Murdoch unabhängig, dem Franzosen Lebon, sein Haus mittelst eines eigenen Apparates, der zugleich die Zimmer heizte, nämlich mittelst der sogenannten Thermo-Lampe, worin er aus Holz schlechtes Gas entwickelte, zu beleuchten.

Als Straßenbeleuchtung aber wurde das Steinkohlengas in London 1812 und in Paris 1815 eingeführt.

Ein Herr Du Camp hat sich das Studium der Geschichte der Straßenbeleuchtung in Paris zur besonderen Aufgabe gemacht und das Ergebnis seiner Studien in der Revue des deux mondes niedergelegt.

Daraus erhellt, daß, während man schon im Alterthum in Rom, Antiochia und anderen großen Städten wenigstens in den Hauptstraßen und auf öffentlichen Plätzen die Straßenbeleuchtung eingeführt hatte, Paris erst in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts eine solche erhielt.

Nach Du Camp fallen die ersten Versuche einer derartigen Einrichtung in die Jahre 1526 und 1553. Er citirt einen Parlamentserlaß, welcher verordnete, daß am Eingange in jede Straße eine, und wenn diese länger war, zwei Fackeln anzubringen wären, welche von zehn Uhr Nachts bis vier Uhr Morgens brennen mußten.

Diese Fackeln hatten übrigens mit den heute üblichen nicht das Mindeste gemein. Sie bestanden vielmehr aus einem hölzernen Pfahle mit verschiedenen stufenartigen Absätzen und trugen, auf ihrer Spitze ein kleines Gefäß, von dem an einer eisernen Kette ein gleichfalls eisernes Gefäß herabhäng, in welchem Pech oder in Fett getauchtes Berg brannte.

Elegant konnte man diese Art von Straßenbeleuchtung schwerlich nennen. Pech und Fett verbreiteten außer dem Lichte einen dicken und überreichenden Rauch, aber man konnte bei diesem Lichte denn doch sehen, wo man sich befand.

Die politischen Unruhen jener Tage löschten diese Fackeln aus. Nur war ein Jahrhundert lang von Straßenbeleuchtung keine Rede mehr, und man half sich, so gut es gehen wollte, im Finstern fort. Wer reich war, ließ sich bei seinen nächtlichen Ausgängen von seinen Bedienten vorleuchten, der Bürger leuchtete sich mit der Laterne in der Hand selber, und die armen Teufel tappten sich ängstlich an den Mauern der Häuser fort.

Da machte ein Italiener, der Abbate Landasi Carafa, der von Neapel, wo sich seine Familie beim Morde des Herzogs von Guise compromittirt hatte, nach Paris ausgewandert war, die Erfindung eines Systems, mittelst dessen man Nachts ohne Gefahr eines unliebsamen Begegnens ausgehen konnte. Er erbat sich nämlich und erhielt das Privilegium, auf seine Kosten Fackelträger und Laternenträger aufzustellen, welche Jeden auf Verlangen und gegen bestimmte Vergütung Nachts auf seinen Ausgängen begleiteten. Inhaltlich eines Parlamentsdecretes mußten je zwei Fackeln aus anderthalb Pfund gelbem Wachs guter Qualität gemacht sein. Der Preis einer Fackel betrug fünf Sous. Die Laternen dagegen hatten sechs Dellämpchen zu enthalten.

Zu der Theorie ließ sich gegen dieses System nicht wohl etwas einwenden; indess bekam die Sache in der Praxis eine etwas andere Gestalt: Paris blieb immer finster, und die Fackelträger waren es nicht selten selber, welche die Wanderer auszuplünderten. Trotzdem blieben sie bis zu Anfang unseres Jahrhunderts in Thätigkeit.

Im Jahre 1667 erließ der Polizeilieutenant La Reyne ein Edict, wonach jede Straße mit drei frei aufgehängten Laternen versehen sein mußte. Es waren Unschlitklampen in Glaslaternen, die an zwei gekrümmten Schrauben in der Höhe des ersten Stockwerks der Häuser quer über die Straße hingen. Darin lag unzweifelhaft ein nicht zu unterschätzender Fortschritt. Schade nur, daß die Lampen nur vom 1. November bis 1. März angezündet wurden und Paris die andere Zeit des Jahres in der tiefsten Finsterniß steckte.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts gab es in Paris 6590 Straßenlaternen, in welchen jede Nacht 1625 Pfund Unschlitkerzen verbrannten. Bei Anbruch der Nacht ging ein Mann mit einer Glocke durch die Straßen. Auf das Glockenzeichen mußten die Laternen heruntergelassen, angezündet und wieder aufgezogen werden.

Später stieg ihre Anzahl auf 8000.

In der Nacht vom 16. auf 17. Januar 1719 tobte in Paris ein solcher Sturm, daß alle Laternen in Trümmer gingen und durch neue ersetzt werden mußten.

Das Jahr 1766 brachte die ersten Reverberen, und damit machte die Straßenlaterne einen weiteren Schritt vorwärts. Diese Erfindung des Abbe Matherot machte den Laternen mit Kerzen ein Ende. An ihre Stelle traten Dellampen mit Baumwollwachs. Die blankpolirten Hohlspiegel aber verzehnfachten die Stärke des Lichtes.

Man glaubte nun an den äußersten Grenzen des Möglichen angelangt zu sein und lachte über die alten Kerzenlaternen, wie wir über die Reverberirerlaternen lachen, und wie unsere Söhne vielleicht über unsere Gaslaternen lachen werden. Inzwischen hatten die Fackelträger des Abbate Carafa

ihre Geschäft keineswegs aufgegeben, und man hörte allabendlich ihren Ruf: „Voilà le falot!“ Vorzugsweise aber begleiteten sie die Equipagen.

Während der Revolutionsjahre bekamen die melancholisch mitten über der Straße schwankenden Laternen eine traurige Berühmtheit. Auf sie bezieht sich der grauenvolle Ruf: „A la lanterne! A la lanterne!“ In jenen Tagen des Schreckens hingen die Fanatiker der Freiheit Hunderte an den Schnüren der Laternen, als wären es Trophäen. So kam es, daß der Abbe Maury, den man auf dieselbe Weise ermordete, seine Henker fragte: „An die Laterne? Meint Ihr etwa nachher besser zu sehen?“

Noch einen Schritt hatte die Lampe zu ihrer Vervollkommnung zu machen. Der Genfer Argand erfand die nach ihm genannte Lampe mit dem cylindrischen Dochte und dem die Leuchtkraft um ein Bedeutendes verstärkenden Luftzuge durch das Innere des Cylinders. Seine Lampe verdrängte alsbald die Reverberirerlampe, vor der sie namhafte Vorzüge voraus hatte.

Die Kutscher suchten und klagten darüber, daß die Lampen so tief herabgingen. Ihre Reitischen verwickelten sich nicht selten in die Schnüre der Laternen oder in diese selber, und waren sie nicht sehr vorsichtig, so ward ihnen auch der Hut vom Kopfe gestreift. Als im December 1840 die sterblichen Ueberreste Napoleon's I. nach dem Invalidenthron gebracht wurden, mußte man in allen Straßen, durch die sich der Zug bewegte, die Laternen abnehmen, damit der Trauerwagen selbst ungehindert passiren konnte. Den Rückweg nach dem Magazin des Pompe funebre nahm man durch andere Straßen oder wollte ihn vielmehr nehmen, aber es ging der Straßenlaternen halber nicht, und man war genöthigt, den Wagen die ganze Nacht auf dem Boulevard stehen zu lassen.

Als im Januar 1817 die Gasbeleuchtung in Paris eingeführt wurde, zeigte sich die Unwissenheit des Pöbels in ihrem vollen Umfange. Es hieß, die Stadt sei in Gefahr, in die Luft gesprengt zu werden, und das Gas erzeuge Krankheiten. Erst 1855 ward die Gasbeleuchtung auf den größten Theil der Stadt ausgedehnt, und 1872 verbrauchte Paris 147,668,330 Kubikmeter Gas. Die Zahl der Flammen in Privathäusern beiziffert sich heut auf 850,000, und der Verbrauch der Theater beträgt 2,400,000 Kubikmeter, die Straßenbeleuchtung endlich umfaßt gegen 36,000 Flammen. Die 750 Laternenanzünder haben ihre Aufgabe in 40 Minuten zu lösen und dabei einen Weg von 1500 Kilometern zurückzulegen.

So hat sich die Straßenbeleuchtungswesen entwickelt, und ich denke, wir werden nun auch nicht länger daran zweifeln, daß auch die Straßenlaterne ihre Geschichte hat.

Karl Albert Regnet.

Die Mode.

Kein Theil des Jahres erweist sich für Modewandlungen günstiger, als die für absonderliche Farbenstellungen und Formen bevorzugte Badeszeit. Die außergewöhnlichen Anforderungen entschuldigen gewagtere Arrangements, welche überdies zwischen den mancherlei Trachten der sich begegnenden verschiedenen Nationalitäten einerseits an Auffälligkeit verlieren, während sie sich andererseits vor fremden Augen ungenierter tragen lassen, als vor den kritischen der heimathlichen Kreise. Neue Ideen finden demnach ein leichteren Eingang und, nachdem sie einmal angenommen, auch in kurzer Zeit festen Boden.

Augenblicklich bewundert man die unregelmäßig garnirten Kleider, welche die Tunika an der einen Seite gerast, an der anderen ungehindert herabfallend, gleich einem kürzeren Rock, erscheinen lassen, oder deren schräglauflende Charpes in einem für den Beschauer unentwirrbaren Durcheinander von zweierlei Stoffarten kunstvoll verschlungen werden. Für den Erfolg dieser Mode ist weder das Reize, noch das Promenadenocostüm besonders geeignet, trotzdem zeigen selbst die Regenmäntel derartige ungleichmäßige Stoffarrangements. An den Gesellschafts-Toiletten ermöglichen sich mit diesen willkürlichen Arrangements hübsche Abwechslungen, die denen zur Disposition gestellte Spitzenumhänge oder einige Meter leichter Stoff Wunder der Eleganz bewirken und daher mit Recht auf eine Zukunft für derartige Ausschmückungen schließen lassen.

Entscheidener als diese nur auf Vermuthungen basirte Annahme spricht sich die Vorliebe für lange ansitzende Taillenformen aus, welche nicht allein in dem allgemein eingeführten Kürzchen mit Tunika ihre Vertretung finden, sondern auch zu den keilförmig geschnittenen Polonaisen und Morgenroben, deren für den unteren Theil erforderliche Falten in circa 15-18 Centimeter Entfernung von der keilförmig auslaufenden Taillenslinie beginnen. Eine Polonaise aus marineblauem Cheviot sah ich an der rechten Seite mit eingekrauschten, durch einen Knopf noch besonders markirten Falten garnirt, welche nur die Breite einer Tasche einnahmen, während die linke Seite unter einer Gürteltasche aus gleichem Stoff die Falten verbarg.

Die Vorliebe für Taschen ist zur Gewohnheit geworden. In den Rock- und Taillentheilen der Kleider begegnen wir diesen zu den Garnituren zählenden wirrlichen Taschen sowie taschenähnlichen Beuteln überall.

Der Regenmantel wird außer den Brust- und Seitentaschen auf dem linken Armel mit einem 6-8 Cent. großen Täschchen versehen, in welchem das Fahrbißlet seinen Platz erhält: Eine Vorrichtung, die nicht zweckentsprechender erdacht werden konnte.

Für die Gesellschaftskleider fertigt man gleiche Taschen aus Seidenstoff und Spitzen, welche an seidenen Bändern von der Taille herabhäng, — für die Balltoilette daselbe Requisit aus Blumen. Das ganze Arrangement aus diesem letztgenannten duffigen Material ist reizend und bildet eine außerordentlich graziose Verzierung für die durchsichtigen Stoffarten derartiger Toiletten.

Die sommerlichen Fichus aus Kaschmir oder Seidenstoff für die Promenade, sowie das leichtere Genre aus Tüll oder Mull für die Gesellschaftstoilette entbehrt ebensoviel des Täschchenschmuckes, als der bereits für kühlere Tage angefertigte Paletot.

Weniglic der stärkeren Stoffe für die Herbsttoilette wurden alle Erwartungen durch die Mannigfaltigkeit derselben übertroffen. Statt der für schlanke Formen bedrohlichen großen Carreaux sind sehr klein carrirtes Dessins in zwei Tönen fabricirt, welche zu einfarbigen Stoffen einer dunkleren Nuance verwendet werden. Einfarbige, im Gewebe carrirtes Stoffe, sowie andere, sogenannte Jacquard-Gewebe versprechen für einfache Toiletten großen Erfolg, während Linsey-Woolsey in Matelassé-Gewebe neben einem sehr dauerhaften Crêpe-arnure und Laine-natts Neuhiten bilden, die allen praktischen Anforderungen zuzagen dürfen. Die meisten dieser Stoffarten sind in den dunklen, an den Tüchern bereits bekannten Farben angefertigt.

Gewisse nennt sich ein melirtes Gewebe, dessen vorherrschende Eigenschaften an Beige erinnern, aber dennoch die Abweichung erkennen lassen. Mouchelets bezeichnet man dunkle Stoffe mit gelblichen, feberartig verlaufenden Flecken: eine Benennung, die zwar unschön klingt, aber nichtsdestoweniger der Wahrheit am nächsten steht und trotzdem dem Auge angenehmer erscheint, als sie dem Ohre klingt.

Die beliebtesten gelblichen Töne: Crème, Koru finden sich in dunkelblauen oder bronzefarbenen Fonds als Carreaux vermittelnde Linien eingewebt. Jedemfalls erscheinen diese Farbenstellungen harmonischer, als so manche andere in unierer an kühnen Compositionen ergebigen Zeit.

Relief-Gewebe erinnern mit ihren schlupfenartigen Fäden an die Protirächer; dieselben sind nur in dunklen Farben vorrätzig und trotz des hervortretenden Dessins weich im Faltenswurf.

Die Befäße zeigen sich den Stoffen entsprechend in gleicher Schwere angefertigt und bestehen aus negativen Franzen mit runden oder quastähnlichen Wäldchen, sowie Franzen aus seidenen oder wollenen Fäden, welche schlingenförmig von einer Guttnie herabfallen und mit starken Fäden aus dreifacher Seide zwischen den Schlingen vervollständigt werden. Sammetbänder und Ligen versprechen ebenfalls eine vielseitige Verwendung. Die Hüte nehmen allmählig einen herblichern Charakter an, welcher sich namentlich in der Garnitur von Früchten an Stelle der besten Blüten sowie der dunklen Stoff-Banbeaug anspricht. Der Paillason ist noch im-

mer begehrt, um im Seebade oder auf der Reise getragen zu werden. Ein hübscher Blumen oder Früchte fällt im Nacken über einen französisch garnirten Stofffalten, welcher, mit dem Kleide übereinstimmend, am Vordertheil des Hutcs eine Eschschleife bildet, oder durch einen Blumenstiff, eine Feder, eine riesige Spitzenrollette u. s. je nach dem Hwed, welchem der Hut dienen soll, ausgestattet wird. Koru-farbene spanische Spitzen vermitteln zwischen den zu dieser matten Farbe passenden Stoffen hübsche Hutzarnituren und werden ebenfalls noch eine ausgebreitere Verwendung an allen Toilettengegenständen finden.

Die Lingerien wechseln unausgesetzt mit ihren Formen und Ausschmückungen. Nach den Umschlag- und Siebkragen mit und ohne Stiderei sind es jetzt die Garnituren aus Spinnen-(Räder-) Stoff, welche neben den eleganten aus Seinen als Neuhit gelten. Der Stoff bildet ein mit runden Ausschritten und füllenden Spitzenfalten versehenes Gewebe, welches zu dem mit Seinentreifen eingefassten Fond dieser Kragen und Manschetten verwendet wird. Veronica von G.

Aus dem Tagebuch der Annette von Olafey.\*)

Auch Du, lieber Freund, lerne den ganzen Werth der Religion begreifen. Sie erweitert unsere Ansichten und Hoffnungen; sie erhört unsere Klagen und sie lüftet einen Theil des Schleiers, der über Alles, was uns umgibt, gebreitet ist; sie beschwichtigt die Sorgen und Befürchtungen, die den Grund des Herzens bewegen, sie mildert unsere Mähen, veredelt unsere Vergnügen, belebt auf neue alle Geschöpfe, ja sie macht uns das Dasein lieber und alle Werke des Schöpfers schätzbarer, sie verhöht das Weltall in unsern Augen: denn die Natur ist für den, der in ihr nicht Gott sieht, todt. Ohne Religion vergesen wir alles Gute, was Gott uns gethan hat und denken nur an die Uebel, die durch den Lauf der Dinge herbeigeführt wurden; wir sehen in der Natur nur ihre sogenannten Mängel, bei den Menschen nur die Laster und für uns selbst nur Widerwärtigkeiten und Unglück; erst die Religion verhöht uns mit Gott, den Menschen, der Natur und uns selbst. Ohne Religion sehen wir überall nur Finsterniß und Schreden und was noch trauriger ist, wir lieben es, in diese Verblendung verunten zu sein. Im wohlthunenden Strahle der Religion wird Alles Empfindung, Alles heilt sich auf und bekommt wieder Färbung; die dunkle Wolke, die das Licht verhillte, theilt sich allmählig, und nach der düstersten Nacht erscheint uns der herrlichste Tag. Die Religion lehrt uns auch aus allen Lagen des Lebens Nutzen zu ziehen, sie bewist uns die Wahrheit, die wir nur selten eingestehen: daß ohne sie kein Genuß vollkommen ist, mit der That. Denn die Tugend allein gibt wahres Glück. Pope.

Wenn ein furchtbarer Zustand nur vorübergehend ist, läßt er sich ertragen. Gie sechs Monate, ein Jahr, sind nichts, denn man sieht ein Ende vor sich und saßt wieder Muth. Aber, wer könnte diese Lage ertragen, wenn sie immer dauern sollte? Wer vermag es, sich bis zum Tode so zu überwinden?

O, mein Freund, wenn das Leben zu kurz ist für das Vergnügen, wie lang ist es für die Tugend! Und wie unaufhörlich muß man sie behüten. Der Augenblick des Genußes vergeht und kehrt nie zurück; der, wo man dieses that, vergeht ebensoviel schnell, aber er kehrt immer wieder: nur einen einzigen Augenblick vergißt man sich — und ist auf immer verloren.

Jeder vernünftige Mensch besitzt ein Königreich in seinem Herzen, aber es ist gewiß das, was am schwersten zu regieren ist.

O Liebe, Sehnsucht, süßestes Leben der Seele, wo ist das eisern Herz, dem Du nie genacht bist? Wo weilt der unglückliche Sterbliche, dem Du nie Thränen entrissen hast? Die Schwäche habe ich vor allem und will sie auch an meinem Freunde nicht länger dulden. Denn, es gibt keine Tugend ohne Kraft, und Freiheit ist der Weg zum Laster. Wagt Du es, fest auf Dich zu bauen mit einem muthlosen Herzen?

Der gute Geschmack liebt es zu schaffen, und er allein verleiht den Dingen ihren Werth. So unbeständig das Gesetz der Mode auch ist, so praktisch und dauernd ist das seine. Was der gute Geschmack einmal billigt, bleibt immer gut; wenn es auch selten Mode ist, so ist es dafür nie lächerlich, und in bescheidenen Einfachheit entwickelt er aus dem, was er für passend gefunden, unaussprechbare und sichere Gesetze, welche bleiben, wenn die Moden längst vorüber sind.

Ich liebe Dich; und das Interesse, welches mir für die Gegenstände steht, fühle ich für den Verfasser, der sie beleuchtet. Mit zärtlicher Bewunderung sammle ich alle Zeichen Deines Geistes, bin stolz auf ein Verdienst, welches meinem Herzen so theuer ist und verlange von der Liebe nur so viel Verstand, als ich bedarf, um den Deinen zu verstehen.

Eins der größten Uebel der Trennung und das einzige, dem die Vernunft nicht gebieten kann, ist die Unruhe über den thatächlichen Zustand dessen, den man liebt. Seine Gesundheit, sein Leben, seine Ruhe, seine Liebe, Alles entflieht dem, der fürchtet, dies Alles zu verlieren, man ist der Gegenwart nicht sicherer, als der Zukunft, und alle nur edelstehenden Unglücksfälle spuken unaufhörlich in der Seele des sie bestrickenden Liebenden. Endlich atmte ich wieder auf, ich liebe, denn Du bist gesund, Du liebst mich, oder vielmehr vor zehn Tagen war dies Alles wahr, aber, wer sieht mir für heute? O Dual der Trennung, wie wunderbar und graufiger Zustand bist du, man genießt nur den entsohenen Augenblick, denn der der Gegenwart ist noch nicht für uns gekommen!

Wenn Du ein rechter Mensch sein willst, so lerne herabzusteigen. Die Menschenliebe sieht wie ein reines, kristallines Wasser und beschränkt alle Orte unter ihr, sie sucht immer die Ebene und läßt taule Felsen, die das Land bedrohen, trocken; denn sie werfen nur feuchte Schatten, oder stürzen, um ihr Nachbarland zu vernichten, zusammen.

Wie ist es möglich, eine Leidenschaft und selbst die kleinste, ohne Gegenwärtigkeit zu unterdrücken? Dies ist die Klippe für kalte und ruhige Charaktere. So lange sie ihre Kräfte vor Veruchungen schützt, geht Alles gut, aber wenn sie dann wirklich von einer Leidenschaft erfaßt werden, sind sie, sobald der Angriff erfolgt, auch schon besiegt. Solange die Vernunft allein herrscht, regiert sie weise, aber sie hat fast nie die Kraft, der geringsten Macht zu widerstehen. Ich bin nur einmal versucht worden und bin unterlegen. Wenn ich durch den Rausch einer anderen Leidenschaft noch geschwächt hätte, würde ich eben so oft gefallen sein, als ich jetzt geblieben that; nur feurige Seelen können kämpfen und siegen. Alle großen Werke, alle erhabenen Thaten wurden durch sie vollbracht. Die kalte Vernunft hat niemals Großes geleistet, und man kann nur Leidenschaft befähigen, wenn man eine der andern entgegengesetzt. Nur wenn die für die Tugend sich erhebt, beherrscht sie Alle und hält Alles im Gleichgewicht. So handelt der Weise, der auch nicht mehr, als Andere vor den Leidenschaften geküßt ist, er läßt sie sich gegenteilig bekämpfen, gleich dem Schiffe, der auch durch ungünstige Winde getrieben zum Ziele zu gelangen versteht. Rousseau. (Fortsetzung folgt.)

\*) Annette Luise von Olafey, geboren den 3. October 1778, aus einer altadeligen Familie stammend, war Hofdame bei der Herzogin Luise von Anhalt-Desau, der hochgebildeten Gemahlin des sogenannten „Vater Franz“, der, befreundet mit Karl August von Weimar, gern mit den bedeutendsten Geistes jener großen Zeit verkehrte, sein Volk bildete und sein gelegnetes Ländchen, durch Bauten und Parkanlagen, zum Garten von Deutschland machte. Auf einer Reise der Herzogin in die Schweiz befanden sich Fraulein von Olafey und der Dichter Matthison. Letzterer als Lector, im Gefolge. Aus dieser Zeit stammt sein Gedicht: „An Ude-laide“, später durch Beethoven's Musik so verherrlicht, das er der schönen und geistvollen Hofdame, die seine Neigung erwiderte, gewidmet hat. Standes- und Familienrückstände trennten aber bald die Liebenden für immer. Matthison verheiratete sich erst spät und starb 1830 zu Wörlitz, der lieblichen Sommerresidenz der Herzoge von Anhalt-Desau, wo er auch begraben liegt. Fraulein von Olafey blieb unvermählt und erst am 4. Mai 1858 starb sie, als Leibfräulein des adeligen Fräuleintheiles zu Possigau bei Desau, bis zuletzt mit regem Interesse an allem Großen und Schönen, was ihr die Zeit, Kunst oder Literatur bot, warmen Antheil nehmend. Was diese schöne Seele in trüben und in heiteren Tagen als Frucht ihrer Lectüre im „Tagebuch“ niederlegte, hat der Sammlerin wegen doppeltes Interesse.

Das Buch selbst wurde in den vierziger Jahren auf der Nachlassenschaft der Geheimrath v. W. schen Bibliothek in Desau von einem Knecht erstanden, und erst vor wenig Jahren wurde der Ursprung und besondere Werth desselben in Weimar von Kennern entdeckt, und durch sie die Veröffentlichung angeregt.

Es trägt nur die Jahreszahlen 1800 und 1806 und enthält Stellen von Dichtern, die der jugendlichen Schreiberin besonders lieb und ihrer Dichtung verwandt waren; nur ab und zu sind sich eigene Gedanken.

Das kleine Buch ist ein in hellbraunes Leder gebundenes Octavheft in fränkischer Sprache, mit einem längeren Gedicht aus dem Englischen, von Matthison selbst, gleichsam als Einleitung, hineingeschrieben. Nach von Matzig war es sein Lieblingsgedicht und heißt: „Liegte auf einem Dorf Kirchhofe“.

### Correspondenz.

**B. L. in W.** Um beim Abfließen von Flüssigkeiten zu verhindern, daß die Flasche überfüllt werde und die Flüssigkeit überlaufe, sind kleinere Trichter, Reintiltrirer, vorhanden, welche Sie in verschiedenen Größen beim Hoflieferanten **C. Cohn** Berlin, Hausvogtelplatz 12, erhalten. — **F. P. in G.** Zur Vereinerung von Nüssen, am Niederrhein als „Kraut“ bekannt und beliebt und dem Nüssen an Wohlgeschmack nicht nachstehend, werden Induriden zunächst gewaschen, gut gepulvt und nachdem der Kopf stark abgeschmitzt, gefocht oder besser noch in einen Badofen gebracht, wenn das Brod daraus entfernt werden. Nach dem Erkalten werden die Nüsse möglichst fein gerieben und sehr vorsichtig unter beständigem Umrühren — um das Anbrennen zu verhüten — eingelocht. Bevor die Masse did und steif wird, ist dieselbe durch ein feines Sieb zu schlagen, um größere Fasern zu entfernen. Gegen das Ende des Einkochens ist die Gefahr des Anbrennens sehr groß und somit das Mus dem Verderben ausgeliefert. Letzteres zu vermeiden, kann der Badofen abermals zu Hilfe genommen werden, da in demselben bei gemäßigtem Hitzegrade das Anbrennen nicht zu befürchten ist, und dennoch die Masse in flachen Gefäßen, ähnlich wie Darrobt, langsam eintrocknet. Die Nüsse haben zweierlei Eigenthümlichkeiten im Geschmack, welche leicht dem Muse mitgetheilt werden: einen trübenden, welcher sich nach längerem Kochen verliert, und einen faden Geschmack, welcher letztere leicht durch Zusatz einer Säure verbedet werden kann. Wird daher die Masse mit etwas Säure und Gemüth gefocht, so ist das Mus im Geschmack nicht geringer, aber im Nährstoffgehalt weit besser als Nüssenmus. Die Säure ist am besten durch Johannisbeeren zu geben, welche zu diesem Zwecke zur Zeit ihrer Reife eingelocht werden müssen. Wenn Johannisbeeren fehlen, kann man Weinsäure zusetzen; etwa 60 Gramm pro 50 Kilo Nüsse sollen genügen. Dem Nährwerth nach soll etwa 1 Pfund Nüssenmus gleich etwa 4 Pfund Kartoffeln gesetzt werden. Die Fabrication des Nüssenmus müßten aller Orten tüchtige Landwirthinnen in die Hand nehmen; um die Einführung in die bürgerliche Haushaltung könnten sich die Hausfrauen-Vereine verdient machen. — **Freundin guten Trinkwassers.** Ueber die Reinigung und den Werth guten Trinkwassers ist von uns auf Seite 330, Jahrg. 1871, ein längerer Aufsatz gemacht worden. Zu den besten transportablen Apparaten zum Filtriren von Wasser gehören die **Torbann-Hill-Wasserfilter**. Die Fällung derselben besteht aus geläutertem Thierkohle und Kieselerde und läßt sich ergänzen. Die äußere Ausstattung dieser aus glasirtem Thon gearbeiteten Apparate läßt nichts zu wünschen übrig; die eleganten Formen sind für den Tafelgebrauch, die einfacheren für die Küche bestimmt. Der Preis variiert je nach der Größe und Ausstattung, zwischen 5 Thlr. (15 Mark) und 20 Thlr. (60 Mark) und sind im Magazin des königl. Hoflieferanten **C. Cohn** in Berlin, Hausvogtelplatz 12, mindestens 10 verschiedene Formen der **Torbann-Hill-Wasserfilter** vorräthig. — **D. in Gotha.** Die von Ihnen gesuchten antiken Münzen werden Sie bei **Hrn. Robert Jungfer** in Berlin S., Prinzenstr. 4, preiswerth erhalten. Derselbe besitzt ein reichhaltiges Lager von Münzen und sendet auf Verlangen auch Münzen zur Ansicht. — **F. N. in W.** 1. Wasserglas hat sich als Ueberzug auf Fußböden nicht bewährt. Ein guter Fußboden, der seine Feuchtigkeit durchläßt, ist vorzuziehen, wie er z. B. in der Fabrik von **Spannen** Schmidt und Krüger in Danzig dargestellt wird. 2. Wir müßten die Zulassung des Brunnenwassers kennen, um Rath zur Abhilfe ertheilen zu können. Lassen Sie das Wasser von einem dortigen Apotheker oder Chemiker untersuchen. 3. In Wien ist für **Barthol's Krinochrom** keine Niederlage;

### Rebus.



gerieben. Angefertigt sind die Maschinen von der Actiengesellschaft für Maschinenbau und Eisenindustrie zu **Varel a. d. Jade**. — **M. F. a. C. in G.** Vertreter für die Fabrikanten der amerikanischen Schreibmaschine sind in Deutschland unseres Wissens **Wirth und Co.** in Frankfurt a. M. — **M. S.** Das übermanganfarne Kalk wird in der Weise als Mundwasser gebraucht, daß man einige Tropfen einer Lösung dieses Salzes (in der Apotheke zu haben) in Wasser tröpfelt, so daß dieses davon schwach weinroth gefärbt wird. Solches Mundwasser entfernt augenblicklich jeden fremden Geruch und Geschmack im Munde, neben demselben — nicht gleichzeitig — ist jedoch noch der Gebrauch eines milden Zahnpulvers oder einer Zahnpasta rathlich. — **E. de L. in A.** Fabrikanten künstlicher Zähne sind **Richard Furtch** und **Co.** in Hamburg. — **M. R. in F.** 1. Sanitätsrath Professor **Dr. Reindl**, Berlin, Beylstr. 6. 2. Unercin ist nicht empfehlenswerth an Stelle von Del zum Einfechten des Haares gebraucht zu werden. — **Blonde G. in D.** Das wissen wir nicht; verjüden Sie den Ladüberzug einmal an einer kleinen Stelle des Wachsdruckpapiers.

was dort als **Krinochrom** verkauft wird, hat nichts Aehnliches mit dem **Barthol'schen Krinochrom** (Berlin bei **C. Cohn**, Hausvogtelplatz 12, künstlich) und erfüllt das **Wiener Krinochrom**, wie uns eine Person mittheilt, durchaus nicht seinen Zweck. — **J. A. in D.** **Toll** Maschinen in allen Größen erhalten Sie in **Cohn's Magazin** Berlin, Hausvogtelplatz 12. — **D. v. G. in W.** 1. Wir können nur wiederholen, was wir ausführlicher auf Seite 291, Jahrg. 1874, über die japanischen Gardinen und Tapeten gesagt haben, nämlich, daß dieselben als geschmackvoll, haltbar und billig zu empfehlen sind, und gerade in den besten Gesellschaftskreisen die willigste Aufnahme gefunden haben. 2. Die Verarbeitung der Tapeten geschieht wie bei jedem anderen Tapeten-Fabrikate. Die Muster sind, sämtlich Stoffen täuschend ähnlich. 3. Rein, für den Möbelbezug sind die japanischen Stoffpapiere nicht geeignet. 4. Die Hauptniederlage befindet sich in Berlin W., Kaiserstr. 37, bei **A. und Niederlage**. Von auswärtigen Depôts werden uns genannt: **C. Kaufmann**, in Breslau; **E. F. Fischer**, in Wien; **Alfred Peyer**, in Hamburg; **Sally Friedländer** und **Co.** in Coblenz; **S. Hoffmann** und **Cohn**; in Wiesbaden; **W. Eichhorn**; in München; **Gebr. Pöncillit**; außerdem befinden sich Filialen in Kiel, Schwerin, Greifswald, Magdeburg, Leipzig, Cassel, Frankfurt a. M., Posen, Potsdam etc. — **L. v. S. in W.** bei **A. W. Bohlen's Patent-Waschmaschine** haben wir nicht arbeiten sehen, sondern kennen sie nur aus den Beschreibungen, welche mehrere Zeitschriften z. B. **Wied's Deutsche Illustrirte Gewerbezeitung** Nr. 14, Jahrg. 1875, brachten. Die Maschine wird bei dieser Maschine in einem rotirenden Wachsfaß durch einen schweren Zinkkörper getrieben, nicht gerieben. Angefertigt sind die Maschinen von der Actiengesellschaft für Maschinenbau und Eisenindustrie zu **Varel a. d. Jade**. — **M. F. a. C. in G.** Vertreter für die Fabrikanten der amerikanischen Schreibmaschine sind in Deutschland unseres Wissens **Wirth und Co.** in Frankfurt a. M. — **M. S.** Das übermanganfarne Kalk wird in der Weise als Mundwasser gebraucht, daß man einige Tropfen einer Lösung dieses Salzes (in der Apotheke zu haben) in Wasser tröpfelt, so daß dieses davon schwach weinroth gefärbt wird. Solches Mundwasser entfernt augenblicklich jeden fremden Geruch und Geschmack im Munde, neben demselben — nicht gleichzeitig — ist jedoch noch der Gebrauch eines milden Zahnpulvers oder einer Zahnpasta rathlich. — **E. de L. in A.** Fabrikanten künstlicher Zähne sind **Richard Furtch** und **Co.** in Hamburg. — **M. R. in F.** 1. Sanitätsrath Professor **Dr. Reindl**, Berlin, Beylstr. 6. 2. Unercin ist nicht empfehlenswerth an Stelle von Del zum Einfechten des Haares gebraucht zu werden. — **Blonde G. in D.** Das wissen wir nicht; verjüden Sie den Ladüberzug einmal an einer kleinen Stelle des Wachsdruckpapiers.

**Fortschritt.** **W. Spindler,** **BERLIN,** **Wien.**  
 Wallstraße 11-13  
 und  
 Spindlersfeld bei Cöpenick.  
**Färberei, Druckerei und Reinigungs-Anstalt**  
 für  
**Herren- u. Damen-Garderobe.**  
 Breslau, Ohlauerstrasse 83. Hamburg, Neuer Wall 50.  
 Tauenzienplatz 1. Altona, Rathausmarkt 38.  
 Leipzig, Universitäts-Strasse 10. Dresden, Schössergasse 1.  
 Hannover, Georgstrasse 10. Neustädter Rathaus.  
 Magdeburg, Breitenweg 188. Stettin, Breitstrasse 32.  
 Potsdam, Nauenerstrasse 39. Halle, am Markt 9.  
**Agenturen**  
 in allen  
 grösseren Städten  
 Deutschlands.  
 Paris 1867. London 1862.

**Bazar de Voyage,**  
**J. Demuth, Hoflieferant,**  
 Berlin C., Schlossfreiheit 1.  
 Fabrik und größtes Lager von Reise-Effekten und feinen Lederwaren.  
 Empfiehlt sich den geehrten Damen zur geschmackvollen Garnirung von Handarbeiten in diesem Genre. [11]

**H. Lisser Wwe,**  
 Berlin, Jägerstr. 42,  
 empfiehlt  
**Corsets, Jupons, Tournures**  
 in reichster Auswahl und jedem Genre. [5]  
**Einen feinen Geschmack**  
 und eine sehr schöne Farbe des Kaffees erzielt man, wenn man dem Bohnenkaffee eine Reingkeit **Otto G. Weber's Feigen-Kaffee** zusetzt.  
 \*) Von den Redactionen des „Bazar“, „Ueber Land und Meer“ etc. als das beste und reinste Fabricat dieser Art empfohlen. Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfd. Zulassung franco. — Zu haben in der Fabrik von **Otto G. Weber, Berlin S. O., Schmidstr. 31.** [12b]

Die so schnell beliebt gewordenen  
**Japanischen Gardinen und Tapeten,**  
 ausgezeichnet durch grösste Haltbarkeit, überraschende Schönheit der Muster und Farben bei überaus billigen Preisen und täuschendster Nachahmung aller Arten gewebter Stoffe, empfiehlt das General-Depôt für Deutschland  
**A. & C. Kaufmann,**  
 Berlin W., 37. Kaisergalerie. [45]

**Patent-Salicylsäure-Präparate**  
 von  
**A. Vohsen-Honrath, Neuwied und Enskirchen (Rheinprovinz).**  
**An unsere Hausfrauen!**  
 Welch eine Last für unsere Hausfrauen ist es, wenn sie so häufig die eingemachten Gurken, rote Rüben, Preiselbeeren etc. nachsehen müssen oder gar gezwungen sind, die Sachen wieder aufzutischen etc. Diese Uebelstände fallen jetzt fort durch Anwendung meines **Patent-Salicylsäure-Weineisig-Extractes** und **Patent-Salicylsäure-Candis-Zucker-Syrups.**  
 Diese beiden vorzüglichen Präparate werden sicher in kürzester Zeit in keiner Haushaltung mehr fehlen. **Saure Gurken, rote Rüben etc.,** mit Essig eingemacht, dem von meinem **Patent-Salicylsäure-Weineisig-Extract** zugelegt ist, halten sich selbst in offenen Gefäßen unverändert. **Preiselbeeren, Aepfeln etc.,** in Zucker eingemacht, dem man von dem **Patent-Salicylsäure-Candis-Zucker-Syrup** zugelegt hat, werden nicht schimmelig und behalten immer ihren Wohlgeschmack. **Wrac, Cognac, oder Rum-Papiere** brauchen nicht mehr angewandt zu werden. — Preis einer Flasche **Patent-Salicylsäure-Weineisig-Extract**, ausreichend für 15 Liter Essig, oder **Patent-Salicylsäure-Candis-Zucker-Syrup**, ausreichend für 15 Pfd. Zucker, 12 1/2 Sgr. **Wiederverkäufer Rabatt.** — Niederlagen und Agenturen werden gewünscht.  
 H. 275] **Sachachtungsvoll A. Vohsen-Honrath.**

Die vorzügliche Qualität der mit nebenstehender Marke bezeichneten **Chocoladen** aus der rühmlichst bekannten **Fabrik von Ph. Suchard** in **Neuchâtel (Schweiz)** findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. [184a]  
 Auf die große Auswahl zu Geschenken geeigneter **Plantage-Schokolade** in **Chocolade** wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht. **Entrepôt général à Paris, 16 rue Montmorency.**

**Metall-Schablonen** [253]  
 für Weißtischerei: Monogramme, Langnetten, Buchstaben, Kronen, das Neueste, was der Bazar bringt, fertigt **G. W. Heyl, Graveur u. Fabrikant, Berlin S. O., Neue Köstr. 1.**

**Meyer's Reisebücher für 1875.**  
 „Was diese Meyer'schen Reisebücher vor allen anderen Reisebüchern auszeichnet, ist nicht bloß die ungemeine Zuverlässigkeit der Notizen, sondern die, man muss sagen: geniale Methode, durch deren Befolgung es dem Verleger möglich geworden ist, den Ansprüchen auf relative Vollständigkeit des Materials und auf Brauchbarkeit für alle Klassen des reisenden Publikums gerecht zu werden.“  
 (Hamburger Korrespondent.) [283]  
**Führer (gebunden).**  
 Nord-Deutschland, 2. Aufl. . . . M. 9. —  
 Süd-Deutschland, 2. Aufl. . . . M. 7. 50.  
 Rheinlande, 3. Aufl. . . . M. 8. —  
 Thüringen, 2. Aufl. . . . M. 6. —  
 Wien . . . . . M. 5. 50.  
 Schweiz, 3. Aufl. . . . M. 9. —  
 Suisse, 3. Aufl. . . . M. 9. —  
 Paris . . . . . M. 6. —  
 Süd-Frankreich . . . . M. 9. —  
**Das Bibliographische Institut in Leipzig (vorm. Hildburghausen).**  
 London, 2. Aufl. . . . . M. 6. —  
 Rom u. Mittel-Italien, 2. Aufl. M. 18. —  
 Ober-Italien, 2. Aufl. . . . M. 12. —  
 Unter-Italien . . . . . M. 7. —  
 Italien in 50 Tagen . . . . M. 9. —  
**Wegweiser (kartonnirt).**  
 Thüringen, 6. Aufl. . . . M. 2. —  
 Harz, 5. Aufl. . . . . M. 2. —  
 Riesengebirge, 2. Aufl. . . M. 1. 50.  
 Schweiz, 3. Aufl. . . . . M. 2. —

**Die GRAY'sche amerikanische Papierwäsche**  
 für **Herren, Damen u. Kinder**  
 aus der Fabrik:  
**MEY & EDLICH,**  
 Leipzig.  
 hat sich durch ihre Eleganz, durch die praktischen und gut passenden Façons, durch ihre grosse Haltbarkeit sowie durch die ausserordentliche Bequemlichkeit, welche sie Jedem, der sie trägt, bietet (das Waschen- und Plättellassen fällt ganz weg), und ihres billigen Preises halber rasch die Gunst der besten Gesellschaftskreise verschafft, und wird ihrer grossen Vorzüge wegen auch jetzt in Europa allgemein adoptirt. Die Papierwäsche mit vollständigem Leinenüberzug (Linen-cloth) ist das Vorzüglichste, was bis jetzt geleistet worden ist. Es werden **Kragen, Manschetten u. Chemisettes** in weiss, farbig u. mit Leinenüberzug für Herren, Damen und Kinder fabrizirt. **Der illustrierte Detail-Preis-Courant steht Jedermann gratis und franco zu Diensten.** Versandt nach allen Ländern. — Wiederverkäufern Rabatt. Briefe sind zu richten an **Mey & Edlich, 9 Neumarkt, Leipzig.**

**Novität**  
 sind die beiden optischen Gläser **Erythrophytoskop I. und II.**  
 I. Glas: Betrachtet man durch ein solches Glas eine sonnengeläute, vegetationsreiche Landschaft, so erscheinen die Pflanzen leuchtend tollkühn, der Himmel prächtig chauxblau, die Wolken röhlich violett. Dabei ist dem Landschaftsbild weder der anmuthige Wechsel von Licht u. Schatten, noch der Reichthum der Farben verloren gegangen, über dem herrlich blaugrünen See wölbt sich tiefblau der Himmel, an dem rothe Wolken schweben. Aber geradezu märchenhaft wirkt das lichte Roth, in welches das gewohnte Grün der Pflanzen wie durch einen Zauber verwandelt erscheint.  
 II. Glas: Die Wirkung ist der des zuerst beschriebenen Erythrophytoskop ähnlich, nur noch brillanter. Die Pflanzen erscheinen in leuchtendem Rubinroth, der Himmel tief violettblau, die Wolken in zartem Purpur.  
 In der Gartenlaube, Jahrg. 73, Nr. 33 wurden diese Gläser von Herrn **Carus Sterne** warm empfohlen und sind wegen ihrer eleganten Ausführung, farbigen Lederfassung à la **Opusculum** in feinem Etui, eine Zierde in jedem Garten-Salon, eine feine Unterhaltung für **Touristen und Badereisende.** [272]  
 Preis à Stück 1 Thlr. 10 Sgr., 2-bd. 2 Thlr. 15 Sgr. gegen Einlieferung oder Nachnahme. **Görlitz, Schlesien. Otto Immisch.**

**Spielwerke**  
 von 4 bis 200 Stücke spielend; mit und ohne Expression, Mandoline, Trommel, Klavier, Gesangsstimmen etc.  
**Spielflossen**  
 von 2 bis 16 Stücke spielend, Receptaires, Cigarrenhänder, Schweizerhäuschen, Photographien, Schreibzeuge, Handbuchstaben, Briefbeschwerer, Cigarren-Etui, Tabak-, und Röhrenhölzer, Arbeitstische, Flaschen, Biergläser, Portemonnaies, Stühle etc., alles mit Musik. Stets das Neueste empfiehlt **S. S. S. Ketter, Bern.**  
 Direkter Bezug zu empfehlen, jedes meiner Werke trägt meinen Namen. Preis-courant verjende franco. [276]

**VAN BUSKIRKS SOZODONT**  
 Amerikanisches Präparat für Zähne u. Mund, ist eine Composition der edelsten u. werthvollsten antiseptischen Pflanzenstoffe Südamerikas. Er reinigt, bewahrt und verschönert die Zähne, stärkt u. erhärtet den Gaumen, kühlt u. erfrischt den Mund u. vertreibt unheimlichen Athem. Jeder Bestandtheil dieses einzig in seiner Art dastehenden balsamischen Präparats hat einen wohlthuenden Einfluss auf Zähne u. Mund. Ueberall amt. geprüft u. empfohlen. — „Sozodont“ in eleganten Cartons — Elixir u. Poudre enthaltend — ist in allen bezüglichen renommirten Handlungen zu haben. — Zum Wiederverkauf bei den bekanntesten Grossisten der Branche. Alleinige Fabrikanten: **Hall & Ruckel, New-York.** [H. 241.]

**Schwarzer Seiden-Cachemir-Lissauer.**  
 Diesen a. unbeschwert. (ohne ätzende Farbstoffe gefärbter) Seide hergestellten Seidenstoff, garantirt gegen Schlitzen u. Brechen, empfehle in 6 Tafel-Qualitäten pr. Meter 40-60 Sgr., in 6 Rips-Qualitäten pr. Meter 50-80 Sgr., in 3 Körper-Qualitäten pr. Meter 50-75 Sgr.  
**H. LISSAUER,** [285]  
 Hoflieferant,  
 Berlin W., Jägerstrasse 24.  
 Muster nach ausserhalb franco.

**Bischoff's Thäl-Himbeer-Pimonden-Essenz,**  
 selbst gepresst, in feinsten, echt indischen Zuder stark eingekochten, reiner Fruchtstoffe, ohne künstliche Färbung und Aether garantirt, à Ctr. 21 Thlr., 1 Dutzend Flaschen 5 Thlr., 1 Probeflasche 13 Sgr., verjendet nach jedem Blage prompt [222] **August Gey, Bischoff u. S.**

**Neu! Neu! Neu!** [282]  
 100 Bogen feinstes dieses englische Bilet-Papier nebst 100 dazu passenden Couverts, mit beliebigem Monogramm, in prachtvoller englischer zweifarbiger Prägung (nicht einfarbig wie bisher), in elegantem Kästchen verpackt, für 6 Mark. Umgehende Verjendung. **August Thilo, Berlin, Unter d. Linden 45.** Papierhandlung u. Kunst-Präge-Anstalt.

**Moras haarstärkendes Mittel.**  
 Dieses unübertreffliche Fabricat, 17jährigen steten Erfolges, kostet in Originalfläschchen à 6 Fläschchen 10 Mark. **A. Moras & Cie., Köln.** [92]  
**Briefmarken** [255]  
 tauf, tauscht und verkauft  
**G. Zedmeier in Nürnberg.**

**Velimer Eisen-Chocolade**  
 mit **Kral's** körnigem Eisenzucker.  
 Bei Blutarmuth, Bleichsucht oder deren Folgekrankheiten ärztlich empfohlen. Dieselbe ist zum Kochen in Päckchen zu 1/2 Kilo à 80 Kr. ost. W. = 1/2 Mark, zum directen Genuss in Cartons (Pastillenform) à 25 Kr. ost. W. = 1/2 Mark durch Apotheken u. a. durch das Haupt-Depôt:  
**Velimer Fabriks-Niederlage in Prag**  
 gegen Einsendung des Betrages oder gegen Postnachnahme zu beziehen. Verpackung wird nicht berechnet. [217]